



Hamburger Nachrichten

2014

Gegr. 1792. Vereinigt 1814 mit dem 1673 gegründeten „Relations-Courier“, der ältesten Zeitung Hamburgs, 1934 vereinigt mit dem 1731 gegründeten „Hamburgischen Correspondenten“.

223. (341.)

Nr. 1

Fahrgang

Verboten 1939. — Vormals: Hermann's Erben, Dr. Hermann Hartmeyer. — Neuherausgabe von Dipl.-Ing. G. Helzel.

In dieser Nummer:

U-Stadtbahn nicht durchführbar: S. 2	Stimmen aus dem Jenseits: S. 6	homo-sexualität: S. 7	Urlaub in Thüringen: S. 10	Potsdamer Stadtschloß eingeweiht S. 12
--------------------------------------	--------------------------------	-----------------------	----------------------------	--

Stadtbahn: Streitpunkt für die Wahl!

Inzwischen gibt es Mehrheiten für die Stadtbahn, also eine schnelle Straßenbahn, in Hamburg. Daher wird die nächste Wahl entscheiden, wie es in Hamburg mit dem öffentlichen Nahverkehr weitergehen soll.

Zweck der Stadtbahn soll sein:

1) Die Erschließung von starken Aufkommenspunkten, die heute noch keinen Anschluss an das U-Bahn- oder S-Bahnnetz haben.

2) Ersatz der Buslinien auf den hochfrequentierten Strecken, auf denen es bereits heute zu Kapazitätsproblemen kommt.

In einer sehr gut besuchten Veranstaltung der CDU im März im Rathaus stellte diese die Forderungen eines Stadtbahnnetzes von knapp 100 Kilometern in sieben Planungsschritten vor, so wie es in den letzten Wochen und Monaten von etlichen Fachleuten geplant und ausgearbeitet worden war.

Der CDU-Fraktionsvorsitzende Dietrich Wersich und der verkehrspolitische Sprecher Klaus-Peter Hesse stellten die Stadtbahn dabei höchst interessant und abwechslungsreich dar. Die vielen Fragen nach den Vorträgen waren ein un-

Stadtbahn Hamburg
Gesamtnetz
- 93,4 km

Stadtbahn-Netz der CDU



Dietrich Wersich und Klaus-Peter Hesse stellen das Stadtbahn-Konzept der CDU vor

trüglisches Indiz dafür, daß selbst in den Köpfen der Medienvertreter das Umdenken hin zur Stadtbahn längst eingeseht hat. Die Kritik am diesbezüglichen Versagen des Scholz-Senates wurde mehrfach deutlich.

Die Stadtbahn wird zu einem zentralen Wahlkampfthema, und das ist gut so. Parallel dazu haben engagierte Hamburger den Verein „Pro Stadtbahn Hamburg e. V.“ gegründet (s. Artikel rechts).

Die Argumente der Senats- und Regierungsvertreter gehen jedenfalls an der Sache nicht nur vorbei, sondern rufen durch die Straßenbauarbeiten für eine unnötige Busbeschleunigung Proteste hervor. Über kurz oder lang wird Bürgermeister Scholz an seiner rigorosen Ablehnung der Stadtbahn scheitern, weil die Argumente für die Stadtbahn viel zu erdrückend sind und weil sogar die SPD mehrheitlich dafür ist.



Bild: HHA

Stadtbahn-Verein gegründet



Von Klaus Töpker, 1. Vors. des Vereins (Photo).

In Hamburg wird die Einführung der schnellen, ökonomischen und zugleich ökologischen Stadtbahn auf vielen Ebenen diskutiert — als eigenständiges Verkehrssystem und gleichzeitig als dringend notwendiges Bindeglied zwischen Bus, S- und U-Bahn.

Dazu hat sich der Verein „Pro-Stadtbahn-Hamburg.de“ gegründet. Der Name ist Programm. Die Hamburger Bürgerinnen und Bürger sollen über die unbestreitbaren Vorteile der Stadtbahn umfassend informiert werden. Mit der Webseite pro-stadtbahn-hamburg.de werden Daten und Fakten zur gesamten Thematik „Stadtbahn“ bereitgestellt, vom Basiswissen über die komplette Neuentwicklung bis hin zu den Möglichkeiten der Finanzierung.

Zusätzlich will der Verein „Pro-Stadtbahn-Hamburg.de“ in Veranstaltungen und durch die Beteiligung an Bürgerforen und Parteiveranstaltungen die Hamburger Bevölkerung von der Stadtbahn überzeugen sowie die gewählten Volksvertreter in ihrer für Hamburg richtungsweisenden Entscheidung unterstützen: Die zukunftssichere und vollständig barrierefreie Niederflurstadtbahn ist für Hamburg das wirtschaftlichste und einzig bezahlbare Schienenverkehrsmittel.

Schöne Delphine für Elsäffisch

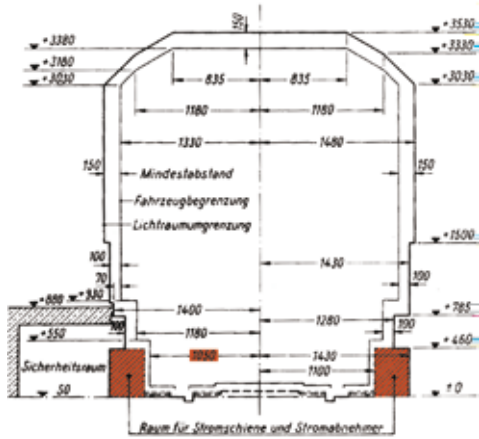
Entzückend für Freunde der deutschen Sprache: Die Miss France von 2012, Delphine Wespiser, freut sich, daß sie für den Elsäffisch Dialekt werben kann. Sie strahlt immer, wenn sie elsäffisch spricht. Fortf. S. 5.

Photo: Claude Truong-Ngoc (Wikipedia)



Pro Stadtbahn Hamburg:

„Metrobahn“ ist undurchführbar!



Das Lichtraumprofil der Hamburger U-Bahn

— Von: Pro Stadtbahn Hamburg —

Die „U-Stadtbahn“ der Handelskammer ist nicht durchführbar, so jedenfalls wird uns vom soeben gegründeten Verein „Pro-Stadtbahn-Hamburg“ mitgeteilt:

Es ist erstaunlich, daß mit der Metrobahn die U-Stadtbahn wiederentdeckt wurde. Schließlich wurde schon im Jahre 2008 hinreichend untersucht, daß die U-Stadtbahn in mehrfacher Hinsicht eine Totgeburt ist. Wir erinnern uns:

1. Die maximal zulässige Breite hamburgischer U-Bahnwagen in Stromabnehmerhöhe beträgt gemäß obiger Darstellung des Lichtraumprofils mit rot markiertem Stromschienebereich gerade mal 2,10 Meter. Und selbst die alten hamburgischen Straßenbahn-Triebwagen mit nur 2,20 Breite können nicht auf dem U-Bahn-Gleis fahren, weil in Kurven die Stromschiene rechts oder links stören. Als die Hochbahn vor vielen Jahren die Idee hatte, den auf dem Gelände der Barmbecker U-Bahn-Werkstatt verbliebenen alten B6-Triebwagen zu Ausstellungszwecken in eine der beiden ungenutzten U-Bahn-Tunnelröhren von Sbf Nord zu schleppen, hatte sich der Straßenbahnwagen bereits in der ersten Kurve Richtung Dehnbeide an der Stromschiene verkeilt, so daß die Aktion abgebrochen werden mußte.

2. Im Straßenraum verkehrende Schienenfahrzeuge müssen aus Sicherheitsgründen rundum verkleidet sein, und selbst offene Kupplungen sind nicht mehr statthaft. Ansatzweise vergleichbar mit Lastwagen, die einen sogenannten Unterfahrschutz haben müssen. Wie die Verkleidung der U-Bahn-Wagen angesichts der Enge von Hamburgs U-Bahn-Tunneln und der unterhalb der Fahrzeuge verlaufenden Stromschiene realisiert werden soll, bleibt bei den Ausführungen der Handelskammer schleierhaft.

3. Die Hamburger U-Bahn-Wagen werden bekanntermaßen über Stromschiene mit der notwendigen Energie versorgt. Wie dies im Straßenraum funktionieren soll, bleibt ebenfalls im Dunkel. Der von der Handelskammer ins Spiel gebrachte obere Stromabnehmer wie bei den S-Bahn-Fahrzeugen nach Stade scheitert beim weitaus kleineren U-Bahn-Profil schon am dafür notwendigen Platzbedarf, und wie dann die Stromschiene-Stromabnehmer abgeschaltet und für die Fahrt im Straßenraum weggeklappt werden sollen, bleibt ebenfalls das

Geheimnis der Handelskammer.

4. Da Straßenbahnzüge für die Fahrt im Straßenraum auf eine maximale Länge von 75 Metern beschränkt sind, stellt sich die weitere Frage, wie die bis 90 Meter langen Züge der U3 und die bis 120 Meter langen Züge der U1 und U2 dort verkehren sollen? Eine denkbare Fahrt als 45 oder 60 Meter langer Kurzzug würde gleich zwei neue Probleme schaffen: Die derart halbierte Beförderungskapazität führt zu Engpässen auf den Tunnelstrecken, und die bei den U-Bahn-Wagen üblichen Kupplungen müssen im Straßenverkehr weggeklappt werden, was ein äußerst schwieriges, wenn nicht unmögliches Unterfangen darstellt.

5. Desweiteren hängt die Handelskammer dem (Zrr)glauben an, daß sich mit vorhandenen U-Bahn-Wagen gegenüber neu anzuschaffenden Straßenbahnfahrzeugen Geld sparen ließe. Abgesehen davon, daß für die geplanten Streckenerweiterungen die Anzahl der vorhandenen U-Bahn-Wagen gar nicht ausreichen würden, ist ein U-Bahnzug im Gegensatz zu einem weitgehend standardisierten Stadt- oder Straßenbahnfahrzeug eine kostspielige Sonderkonstruktion, die überdies bei der Fahrzeugentwicklung zu derart großen Problemen geführt hat, daß die aktuelle DL5-Lieferung um Jahre verspätet ist.

6. Die Fußbodenhöhe der hamburgischen U- und S-Bahnen beträgt einen Meter. Derart hohe Bahnsteige sind eine Zumutung im Straßenbereich, und deshalb verfiel die Handelskammer auf die Idee, statt der hohen Bahnsteige die Gleise der Straßen-U-Bahn an den Haltestellen abzusenken. Was natürlich neue Probleme schafft, weil solche mindestens 50 Zentimeter tiefe Rutschen — welche die bei einer Niederflurstadtbahn einfache Überquerungsmöglichkeiten der Gleise verhindern — die Tendenz haben werden, ohne leistungsfähige Entwässerung bei Regen vollzulaufen. Statt der verbindenden und leicht zugänglichen Haltestellen der Niederflurstadtbahn würden die Haltestellen der Straßen-U- oder Metro-Bahn wegen der notwendigen Rampen auf etlichen Metern zum trennenden Element.

7. Das wichtigste Argument gegen die Straßen-U-Bahn der Handelskammer ist aber der erhöhte Platzbedarf. Während bei Niederflurstraßen- oder -stadtbahnen die Busse an den gleichen Haltestellen wie die Bahnen halten können, werden bei der Straßen-U-Bahn extra Bus-Haltestellen gebraucht, was dann zum echten Problem für den Autoverkehr wird. Und es kommt noch schlimmer: Um die Durchlässigkeit der Straße nicht über Gebühr zu verringern, müssen die Haltestellen von Straßen-U-Bahn und Bus weit auseinanderliegend gebaut werden, was das Umsteigen höchst unattraktiv macht.

Alles in allem halten wir das „Metrobahn“-Konzept der Handelskammer als unrealistisch, unausgegoren und technisch als nicht umsetzbar.

Sinweis des Hg.: Wenn die U-Stadtbahn auf der Straße Verspätung hätte, dann würde diese Verspätung sich auch auf die U-Bahn im Tunnel auswirken. Außerdem ist es sehr gefährlich, wenn jemand von den 1 m hohen Bahnsteigen auf die Schienen fällt. Rechts das Beispiel Stuttgart. Gefährlich!!



Denkmal für einen Unfall

Zum Gedenken an den schrecklichen Unfall an der Kreuzung Lehmweg / Eppendorfer Landstraße, bei dem am 12. März 2011 vier Menschen ums Leben gekommen waren, wurde drei Jahre später, am 12. März 2014, obiges Denkmal eingeweiht.

Die Hinterbliebenen hatten sich diese schlichte Bank gewünscht, welche in der Mitte gespalten ist.

Frische Blumen stehen in dem Beet an einem jungen Baum, gerade vor einem Tag eingesteckt, als das Denkmal eingeweiht worden war. Eine Tafel, ganz klein an einer Lehne angebracht, nennt das Unglücksdatum und die Namen der Toten.

Dabei starben der Schauspieler Dietmar Mues (65) und Ehefrau Sibylle (60), der Sozialwissenschaftler Günter Amend (71) und die Innenbesitzerin Angela Kurrer (65), weil ein unter Epilepsie leidender Kraftfahrer die Kontrolle über seinen Wagen verlor. Er war mit 100 km/h bei Rot über die Kreuzung gerast. Ein anderes Kraftfahrzeug wurde erfasst und in hohem Bogen durch die Luft auf die an der Ampel wartenden Passanten geschleudert.

Als ich mich zu dem Photo oben anschicke, setzt sich gerade eine junge Mutter mit ihrem Baby, was sie aus dem Kinderwagen herausgeholt hatte, auf die Bank. Da wird sie erst aufmerksam, wo sie sich gerade hingekippt hat. Sie sagt zu mir: „Hier war es, wirklich? Schrecklich, nicht?“

Sch jage: „Ja, aber ein kleiner Trost ist: Es sind alles ältere Menschen gewesen, die starben, alle über 60. Daher ist es noch gut, daß keine Kinder oder junge Menschen sterben mußten. Auch ist den Verstorbenen das Sinstehen oder die Angst vor dem Tode wohl erspart worden.“ Sicherlich nur ein Trost für die, die nicht selbst betroffen waren.

Stuttgarter U-Stadtbahn als Negativbeispiel

Die Abb. unten zeigt, wie die U-Stadtbahn, welche die Handelskammer vorschlägt, in Stuttgart die Straßen durch ihren hohen Bahnsteig zerschneiden. Auch Busse können dort nicht fahren etc. Der Stuttgarter Fachmann Peter Bechen hat die Vor- und Nachteile zusammengefaßt auf der Webseite:

www.subventionsberater.de/ssb/vorwort.htm

Photo: Wiki / Karlo



Abitur: Niveau in Hamburg sinkt

Die Anforderungen im Hamburger Abitur werden immer geringer. Es fing mit Latein an; seit etwa 1968 ließen die Kenntnisse immer mehr nach. Ab etwa 1987 waren sie in diesem Fach um 1½ Noten schlechter als z. B. in Baden-Württemberg, wo noch Übersetzungen ins Lateinische verlangt wurden. In Hamburg, wo das abgeschafft wurde, sanken die Kenntnisse entsprechend.

Jetzt schlägt die Deutsche Mathematiker-Vereinigung Alarm: In einem Aufsatz, den sie demnächst veröffentlichen wird, schreiben fünf Wissenschaftler über Hamburg: „Von 2005 bis 2013 gibt es einen klaren Abstieg in den Anforderungen“.

Die Gründe für die Vereinfachung, so vermuten die Wissenschaftler, könnten politisch motiviert sein. „Unter den Bundesländern scheint gerade ein Wettbewerb ausgebrochen zu sein, wer am schnellsten die höchsten Abiturquoten generiert“, sagen sie.

Doch damit wird es wohl bald vorbei sein, denn die Kultusminister haben sich darauf geeinigt, daß von 2017 an in allen Bundesländern vergleichbar schwere Abiturprüfungen geschrieben werden. „Wer Bildungsstudien ernst nimmt“, hatte Schulsenator Ties Rabe (SPD) gesagt, „kann nicht die Augen davor verschließen, daß die Schüler in Deutschland ein unterschiedliches Niveau haben.“

Griechisch nimmt stark ab

Die Schülerzahlen für den Altgriechisch-Unterricht nehmen stark ab; das ist die traurige Folge ungenügender Bildung.

Wie aus dem Jahresbericht des Deutschen Altphilologenverbandes (DAV) für das Schuljahr 2011/12 (erschienen in der Zeitschrift „Forum Classicum“) hervorgeht, ist die Nachfrage nach Latein zwar noch immer um einiges höher als für Altgriechisch. Doch ist auch die Anzahl der Lateinschüler in diesem Jahr zum dritten Mal hintereinander gefallen, auf nur noch knapp 772.705 Schüler bundesweit. Das sind 4,5 Prozent weniger als im Vorjahr.

Der Rückgang des Altgriechisch-Unterrichts fällt aber noch stärker aus: Der bisherige Tiefstwert vom Schuljahr 1999/2000 — 12.121 Griechisch-Schüler bundesweit — wird zwar nicht mehr erreicht, doch ergeben die aktuellen Berechnungen des Statistischen Bundesamts unterem Strich eine momentane Gesamtzahl von nur rund 12.700.

Aliş Piriñçi: inkorrektes Buch!

Aliş Piriñçi war bereits ein erfolgreicher Schriftsteller. Nun aber neckt er die Türken und die rot-grüne Gefinnung: In seinem neuen Buch „Deutschland von Sinnen“ geht er zum Angriff über: auf die Verwirrung der Geschlechter, auf die massenhafte Zuwanderung, auf die Verarmung der Mittelschicht, auf den Verrat der Deutschen an sich selbst. Er will nicht durch deutsche Straßen gehen

und sich dabei wie im Iran fühlen und prangert die „rot-grün-verfälschte“ Politik an.

Das SPD, das ihn am 2. 4. vorstellte, kommentiert die „rot-grün-verfälschte“ Politik an. Das SPD, das ihn am 2. 4. vorstellte, kommentiert die „rot-grün-verfälschte“ Politik an. Das SPD, das ihn am 2. 4. vorstellte, kommentiert die „rot-grün-verfälschte“ Politik an.

AKIF PIRIÑÇI
DEUTSCHLAND VON SINNEN
 DER IRRE KULT UM FRAUEN, HOMOSEXUELLE UND ZUWANDERER



Viele sagen, die Hochbahn tue nichts, weil der Schienenverkehr nicht erweitert wird, aber in Bezug auf neue U-Bahn-Wagen ist es diesmal anders, denn die neuen Wagen der Baureihe DT5 sind wirklich viel schöner als die alten. Besonders wichtig: Man kann innen zwischen jeweils drei Wagen durchgehen. Leider sind sie bisher nur selten zu sehen, und dann immer nur auf dem Ring der U3.

Müntefering nennt die Rente mit 63 „bizarrr“

Der ehemalige SPD-Chef Franz Müntefering tadelt die Politik der großen Koalition und nimmt dabei kein Blatt vor den Mund. **Die Rente mit 63 könne das System der beitragsfinanzierten Rente zum Scheitern bringen.**

Müntefering hatte sich als Bundesarbeitsminister für die schrittweise Erhöhung des Renteneintrittsalters auf 67 starkgemacht. Nun fordert er erneut Verbesserungen an den Rentenplänen der großen Koalition:

„Wenn die Union und meine Partei Mut haben, dann holen sie noch mal tief Luft und schauen sich alles noch mal genau an. Es geht besser“, sagte Müntefering der „Saarbrücker Zeitung“. Die Regelung einer Rente mit 63 sei „bizarrr“, und die ebenfalls geplante Lebensleistungsrente sei „systemfremd“.

In Zukunft werde die Zahl der Beitragszahler deutlich sinken und die der Renteneempfänger deutlich zunehmen. „Wie hoch sollen die Beiträge der Jungen denn steigen?“, fragte Müntefering in dem Interview.

Seine Sorge sei, daß das System der beitragsfinanzierten Rente „scheitert, und wir landen bei einer Grundrente nach Bedürftigkeit“.

Müntefering war von 2005 bis 2007 Arbeitsminister der damaligen großen Koalition. In dieser Zeit hatte er die Verschiebung des Renteneintrittsalters von 65 auf 67 Jahre durchgesetzt.

Den Plänen der neuen Koalition von Union und SPD zufolge sollen Arbeitnehmer, die 45 Beitragsjahre vorweisen können, mit 63 Jahren abschlagsfrei in Rente gehen können. Dabei wird man über Einzelheiten des Plans noch streiten.

Bölková äußert sich zur NS-Zeit



Prof. JUDr. Helena Bölková

Die neue tschechische Justizministerin Helena Bölková hat mit einem Interview mit dem liberalen Internetportal „ECHO24.cz“ zwei Fliegen mit einer Klappe erschlagen: Sie äußerte, die Tschechen hätten es im Protektorat noch relativ gut gehabt, und sie bedauert die Vertreibung der Sudetendeutschen. Beides darf man in Tschechien nicht gerne sagen!

Sie verstehe die Zwangsausiedlung der Deutschen jedoch als Reaktion darauf, was Deutsche den Tschechen vorher angetan hätten. Aber, so fügte die Ministerin fittgemäß hinzu, so schlimm sei es im Protektorat unter den Nationalsozialisten nun auch nicht gewesen. Es sei aus ihrer Sicht sehr schade, daß das tschechisch-deutsche Zusammenleben seinerzeit ein Ende gefunden habe. Die Mitschuld der Deutschen erkannte sie aber an.

Auf die aufkommende Entristung erläuterte sie ihre Worte genauer. In anderen Ländern wie der Sowjetunion oder Polen sei das NS-Regime schlimmer vorgegangen. Falls sie sich für NS-Opfer mißverständlich geäußert habe, entschuldige sie sich dafür.

Der Premier Bohuslav Sobotka distanzierte sich von seiner Ministerin. Sie ignoriere, daß die Tschechen und die Juden im Protektorat mehr als 300.000 Opfer zu beklagen hatten. Politiker der Opposition zeigten sich empört.

Die 63-jährige Bölková stammt aus einem gemischten tschechisch-deutschen Elternhaus aus Troppau im Sudetenland. Ihr Vater diente bei der Protektoratspolizei. „Er hat mich immer angehalten, Deutsch zu lernen. Die deutsche Kultur mit Goethe und Schiller sei eine wirkliche Kultur“, sagte Bölková. Im Grunde sei sie zweisprachig aufgewachsen.

Der frühere Präsident Václav Klaus stänferte, sie sei eine „unfähige Kantontistin“, wenn es um das Verhältnis von Tschechen und Deutschen gehe.

Wenige Tschechen wissen die Einzelheiten der deutschen Herrschaft. Erst nach der Wende zeigte man einen Film der BBC, der die riesige Trauerversammlung auf dem Prager Wenzelsplatz nach der Ermordung des Protektors Hendrich zeigt. Die Nachgeborenen, die diesen Film sahen, trauten ihren Augen nicht. Kein Wunder: 40 Jahre hatten die Kommunisten ein ganz anderes Bild der tschechischen Nation propagiert—das einer Nation im ständigen Widerstand, was aber gar nicht der Fall war.

Eine große Tat der Ministerin, wenn sie endlich eine sachliche Debatte über die scheinheiligen Tschechen unter deutscher Herrschaft anstoßen könnte.

„Laßt uns endlich auch diese Zeit aufarbeiten“, lautete schon einer der Kommentare zu dem Interview der Ministerin im Interview. Ob er erhört wird, die Ministerin womöglich tatsächlich eine Debatte angestoßen hat, das werden wir sehen.

Jedenfalls ist es bekannt, daß die Nazis über Tschechen und Slowaken nicht so schlecht dachten wie über Russen und Polen. Z. B. liebte der Propagandaminister Göbbels eine Tschechin, und die Slowaken hatten einen eigenen Staat.

Leserbriefe

Betrifft: Der unheimliche Freund

Denke ich an das Auspionieren unschuldiger Zivilisten, so denke ich auch an das Schnüffeln der Gestapo in Nazi-Deutschland. Denke ich an Gerechtigkeit und Menschlichkeit, so denke ich auch an Abu Ghraib, Guantanamo mit vielen unschuldig inhaftierten Personen und die Verlogenheit der US-Amerikaner, die einen Angriffs-krieg führten, den sie bei den Nürnberger Prozessen als Kriegsverbrechen klassifizierten um die Verantwortlichen dem Strick überantworteten zu können. Denke ich an die Gier der jüdisch-amerikanischen Wall Street und Finanzwelt, so denke ich auch an das goldene Kalb, daß die Israeliten zum Ärger Moses anbeteten. Aber auch an die Gier der Geldwechsler, die Jesus aus den Tempeln vertrieb (Gier als Ersatz für christliche Nächstenliebe, als Imperativ der US-Gesellschaft). Auch an die Gier der Israelis nach mehr und mehr Vändereien, die sogenannte Judaisierung nicht unähnlich der Arierisierung in Nazi-Deutschland. Nicht nur die Nazi-Terminologie wie die „Untermenschen“ sondern auch die NSDAP-Parolen, „Golt die Ostgebiete heim ins Reich“ und „Neuen Lebensraum im Osten schaffen“ grassieren schon wieder, und alles wird von der US-Außenpolitik unterstützt, denn ein Großteil der US-Administration besteht aus Juden. Mitglieder in der großen AIPAC-Lobby (ca. 100 000 Mitglieder), die es sich zum Ziel gemacht hat, politische Interessen Israels zu unterstützen, sind unter anderem: George W. Bush, George H. W. Bush, Dick Cheney, Nancy Pelosi, Bill Clinton, Hillary Clinton, Condoleezza Rice, John McCain, John Kerry, der derzeitige US-Außenminister um nur einige Namen zu nennen. Ein Narr, wer da noch an Gerechtigkeit glaubt.

Die Gier nach mehr Macht durch ein mehr an Informationen sollte nicht dazu führen, daß die US-Amerikaner zu einem Volk der „Cheater“ und Lügner werden und den Rest an Würde und Ehre verlieren.

Ich glaube nicht, daß alle Amerikaner charakterlos sind, aber irgend jemand muß doch diese Regierung / Administration gewählt haben — es soll sich ja wohl um ein demokratisches Land handeln.

Siehe auch: James Petras: The Power of Israel in the United States, 2006; Mosche Machover: Israels und Palästinenser-Konflikt und Lösung, 2013.

Raimund Vorbeck, Göttingen

Betrifft: „Antisemitismus“:

To whom it may concern!

Mit dem sogenannten „Antisemitismus“ habe ich nichts zu tun. Die Araber, die in Palästina (Palästinenser) leben, sind ein „jemitisches Volk“. Wenn ich eine pro Palästinenser-Position einnehme, ließe sie sich also als „projemitisch“ bezeichnen. Mir kommt es darauf an, daß nie wieder einer völkischen Minderheit das angetan wird, was während der Nazi-Zeit geschah, und das ist es, was ich dem Staate Israel ankreide, und nicht einem Volk. Wohl aber auch denen, die eine Unterdrückung einer völkischen Minderheit unterstützen. Besonders perfide aber empfinde ich, daß eine Kritik an einem Staat derart tabuisiert und auch kriminalisiert wird, wie es heute durch jüdische Organisationen scheinbar gang und gäbe ist. Siehe auch: Norman G. Finkelstein „Antisemitismus als politische Waffe“,

„Die Holocaustindustrie“, „Israels Invasi-on in Gaza“ oder John F. Maersheimer: „Die Israel-Lobby“ oder Shlomo Sand: „Die Erfindung des Landes Israel“.

Würde man doch bloß nicht den katego-riischen Imperativ vergessen!!!

Raimund Vorbeck, Göttingen

Betrifft: Stadtbahn

Aus:

<http://www.strassenbahn-hamburg.de>

(1: Zur Niederflur-Stadtbahn verglichen mit der „Metrobahn“)

Moin, ich war gestern bei der besagten Pressekonferenz (der CDU, Sg.) anwesend. Die CDU hat komplett die Vorarbeit von Dieter (NB) und der AG pro Stadtbahn Hamburg ausgearbeiteten Stadtbahnpläne übernommen. Was eigentlich auch logisch ist, da diese aus meiner Sicht genial waren. Sie würden nicht erst in 30 Jahren verwirklicht, sondern in den nächsten 10 Jahren. Wenn unsere Stadt nicht im Verkehrschaos versinken soll, wäre die SPD gut beraten, mit der CDU und der restlichen Opposition ins Gespräch zu kommen. Den von der Handelskammer vorgelegten Plan kann man nur als Nachnummer abhaken. Die U/S Bahn Fahrzeuge haben schon vom Profil her ganz andere Voraussetzungen. Dazu kommt, daß auf der Straße nach BD Strab gefahren wird und auf den U/S-Bahn-Linien nach BD Eisenbahn. Die Umrüstung/Neubeschaffung von Fahrzeugen wäre extrem teuer und das eingesparte Geld schnell aufgezehrt.

MfG Sporbahn

(2. Zum Kommentar der „Bild-Zeitung“)

Hej, ich bin's nochmal. Habe mir heute noch einmal, ganz gegen meine Gewohnheit, eine Springerei Zeitung mit dem Namen „Bild“ gekauft. Die undurchführbaren Vorschläge der Handelskammer (Begründung siehe voriger Thread) wurden erst gar nicht erwähnt. Der Rest nur peinlich. Alleine die Überschrift: „Die wirren Stadtbahnpläne der CDU“. Dann der Kommentar von einem Herrn Markus Arndt. Seit wann bestimmen Reporter von solchen Blättern, was unsere Stadt braucht und was nicht. Woher weiß die „Bild“, daß 63 Prozent der Hamburger gegen eine Stadtbahn sind. Als die Nachricht von der gleichen Zeitung über die U-Bahn-Pläne von Herrn Scholz verbreitet wurden, keine Spur von abfälligen Kommentaren, obwohl für die doppelte Summe nicht einmal die Hälfte der Bürger eine Verbesserung der Verkehrssituation spüren werden. Den Grund kann jeder schnell herausfinden. Einige Seiten weiter sogenannte Autotests, was noch wichtiger ist. Klebige Anzeigen der Händler und Hersteller von Fahrzeugen.

Man kann sagen, diese Zeitung hat sich zum Lobbyistenblatt der SPD gedreht. Der Axel Springer würde so etwas nicht dulden. Sozusagen das Sprachrohr des Nord/Süd-Dialogs.

Jeder, der nur etwas Ahnung hat, weiß, was sich hinter diesem Begriff verbirgt.

MfG Sporbahn

Betrifft: Hamburger Nachrichten

Guten Tag,

wir haben inzwischen eine Pause eingeschoben, ich nehme an, Deine Geschäftsa-sachen und das Studium gehen ja gut. Anlässlich des Rutschs ins Neujahr wünsch-e ich Dir alles Gute und Schöne.

Ich beschäftige mich nach wie vor mit der Metaphilosophie als Grundlage einer jeden einzelnen Philosophie über-haupt. Das Thema ist somit ziemlich kompliziert. Ich halte immer das Auge für Deine Hamburger Nachrichten offen und finde eine Unmenge Interessantes drin, wie etwa Versuche des NSD-Verbots, Einstellung der deutschen Zeitung in Elßaß, Schäubles Stellungnahme zur Souveränität, Grundsteinlegung des Schlosses in Berlin, Karl-May-Band in Trakturfuß zc. fand ich für den deutschen Geist äußerst interessant. Dabei konnte ich u.a. erfahren, daß der Sprachverein Deutsche Sprache sich gerade in Dortmund befindet!

Gerhard, ich finde, daß Deine Zeitung absolut prima ist. Alles ist wirklich toll, harmonische Schriftenwahl und -anpassung, Themenwahl, Farben, Format, zc. Echte Top-Leistung, danke! ...

Grüße aus der deutschen Provinz nach dem schönen, maritimen, seenehen Hamburg (Berlin ist u.a. auch in der Nähe!).

Prof. Dr. A. Tzapfen, Dortmund

Juristen warnen vor Strafverschärfung

Sebastian Odathy behauptet, er habe „Material“ bezogen, das er „eindeutig für legal“ halte. Laut Staatsanwaltschaft handelt es sich um rund 30 Bilder und Videos, auf denen unbekleidete Jungen zwischen neun und 13 oder 14 Jahren zu sehen sind.

Ob Nacktaufnahmen von Kindern noch legal sind oder bereits den Tatbestand der Kinderpornographie erfüllen, hängt von der Art der Darstellung ab. Jenseits der Aufnahmen, die sexuelle Handlungen an oder von Kindern untereinander zeigen, gelten seit 2008 auch solche als pornographisch, in denen die Geschlechtssteile der Kinder „zur Schau gestellt“ werden („Posingbilder“).



In Juristenkreisen wird nunmehr vor einer Verschärfung des Paragrafen zur Kinderpornographie gewarnt:

„Das Strafrecht ist nicht für die Moral zuständig“, sagt der Düsseldorf-er Strafverteidi-ger Udo Vetter. „Es definiert die Mindeststandards.“ Wer es zu einer „moralischen Keule verkommen“ lasse, riskiere, „daß

viele unschuldig verfolgt werden“. Wenn allein das Betrachten von Kindernacktfotos strafrechtlich relevant werde, könnte dies auch für Eltern zum Problem werden, die Badefotos von ihren Kindern machen: „Wo will man da die Grenze ziehen?“

Die ältere Generation durfte früher das jeweils andere Geschlecht nur als Kunstwerk (Gemälde, Plastik) sehen. Übertriebene und alberne Körperfurcht (Somatophobie) schüch-tert heute wieder Maler und Bildhauer ein. Mir wäre es recht gewesen, wenn ich als Knabe auch gefilmt usw. worden wäre, weil ich als Knabe auch gut ausfah.

Abb.: Manneken Pis, Brüssels Wahrzeichen / Knaben am Strand (Joaquin Sorolla, 1863–1923)



Schöne Delphine für Elsässisch

(Fortsetzung von S. 1)

Sie lächelt immer und sagt im Fernsehen auf elsässisch: „Ich wäre wirklich froh, wenn alle Jungen ein bißchen Elsässisch reden mit ihrer Großmutter oder Großvater.“ Franzosen schauen da wütend, denn für Ältere als vielleicht 40 Jahre wäre das noch gegangen, aber Delphine ist erst 20! Dafür ist sie stolz, daß nun jeder Franzose ihr Heimatdorf kennt: Niedermagstatt im Sundgau (480 Cw., französisch Magstatt-le-Bas). Sie spricht aber auch hochdeutsch, studiert einen trinationalen Managementstudiengang. Sie lächelt so, daß sie auch „elsässer Sauerkraut“ süß sagen kann. Eine große Werbung für deutsch, denn sonst können nur noch Leute über 40 die Mundart und auch Hochdeutsch. Sie aber läßt sich den Mund nicht verbieten, auch hochdeutsch nicht, gibt sie doch auch hochdeutsche Interviews: <https://www.tageswoche.ch/de/2012-18/basel/420934/>

Mit dem pensionierten Schulleiter Yves Bich, einem uner müdlichen Kämpfer für das Elsässische, tourt sie nun durch elsässer Schulen und wirbt für den Dialekt.

Auch Bénédicte Keck ist eine Art Aushängeschild für die junge Generation im Elsaß, die noch elsässisch spricht. Die 28 Jahre alte Projektleiterin beim Strasburger Amt für

die elsässische Sprache und Kultur (OLCA) präsentiert jeden Samstagmorgen im Fernsehprogramm Alsace 3 eine Kulturendung namens „Lade uff“, die sich an die Dialektpracher in der Region richtet. Beim OLCA war sie zuständig für ein Projekt, das beweisen sollte: Elsässisch ist keine Sprache von vorgestern. „Unser Dialekt ist modern und innovativ“, sagt Keck vielmehr.

„Ich fühle mich näher einem deutschen Baden-Württemberg, einem Basel, einem Österreichischen Vorarlberg als einem Pariser oder Bewohner der Provence. Man sollte nicht nur nach Deutschland zum Einkaufen gehen, wir sollten uns Teil der gleichen kulturellen Region fühlen“ sagt sie.

Dazu ein Elsässer im Nek: „Strasbourg ist die Hauptstadt des Alsace. Manchmal sind wir von den Deutschen und manchmal von den Franzosen befeht. Derzeit sind die Franzosen an der Reihe.“

Hochdeutsch – Regionalsprache in Elsaß und Lothringen?

Nach einem Bericht des Saarländischen Rundfunks will Frankreich den Regionalsprachen mehr Rechte geben. Doch Elsässisch und das Lothringer Platt könnte dabei unter die Räder kommen. Die Regionalsprache im Elsaß und in Lothringen soll Hochdeutsch werden. Das ist kostengünstiger.

„Die Sprache der französischen Republik ist Französisch“. So steht es in der Verfassung des Landes. Trotzdem hat Frankreich 1992 die Charta der europäischen Regionalsprachen unterschrieben — allerdings bisher nie ratifiziert. Das soll nun aber erfolgen. Und das bedeutet: Bretonisch, Korsisch oder Okzitanisch würden echte Regionalsprachen und dann auch in der Schule gelehrt. Elsässisch und „Lothringisches Platt“ hingegen würden verschwinden, denn die Regierung in Paris sieht das Platt

nicht als Regionalsprache, sondern vielmehr das Hochdeutsche.

In der Vergangenheit war das Platt in Lothringen ähnlich wie im Saarland eher Folklore. „Unser Älter, mir schwebe all noch Ditsch, mir schwebe Platt, besser gesaht, awwer unser Kinner, c'est français, c'est français, c'est français“, so eine ältere Frau in Lothringen.

In letzter Zeit hat sich aber einiges geändert: Platt ist auf einmal in, bzw. „Chic, chic, mir schwebe Platt, c'est chic“, so die Meinung. Und wie bei den Saarländern gibt es Unterschiede von Ort zu Ort: „Oui, ici c'est ‚mir schwebe platt‘ et à Saargemines (Saargemünd) c'est ‚mir redde platt‘“.

Fragt man die Lothringer „Sprechen Sie Deutsch? ist die Antwort eindeutig: Nein. Fragt man hingegen: „Sprechen Sie Platt?“, so heißt es: Ja! Und Jean-Louis Kieffer aus Bouzonville, ein langjähriger Streiter für das Platt, sagt: „Hochdeutsch kann ich sowieso net richtig. Un in Lothringen gittet keen Lothringer, die miteneinander Hochdeutsch schweken...“

Aber genau das wollen nun die Pariser: Die Regionalsprache in Lothringen und im Elsaß soll Hochdeutsch werden. Hochdeutsch war hier sogar schon mal verpflichtend — allerdings zu Kaiser Wilhelms Zeiten, als Elsaß-Lothringen deutsches Reichsland war.

Als Elsaß-Lothringen wieder französisch wurde, galt hier natürlich auch die französische Verfassung und damit ausschließlich Französisch als Sprache. Bis die Bretonen anfangen, ihre eigene Identität zu entdecken. Und wie die Korjen und Basken fanden auch die Lothringer wieder zu ihren Wurzeln: das Platt. Schließlich verteidigte der lothringische Abgeordnete Liebgott das Platt sogar in der Nationalversammlung: „Für alle gelten die gleichen Gesetze, aber die Unterschiede, auch durch die Regionalsprachen, machen unser Land erst so reich.“

Doch nun soll es Hochdeutsch werden, denn Frankreich will für das Regionalsprachenkonzept nicht viel Geld ausgeben. Zurzeit gibt es in der Region nur einen einzigen Lehrer, der für Platt eingesetzt ist — und das sei an der luxemburgischen Grenze, sagt der Lehrer und Gewerkschafter Régis Metzger. Überall sonst in der Region gibt es keine entsprechenden Lehrer. Dafür aber gibt es genügend Deutschlehrer. Deshalb sei es für die Regierung in Paris einfacher zu sagen, „datt uus Sprooch Hochdeutsch ist, weil die Lehrer hanne schon, brauchen se nimmieh ze bilden unn so weider, das is dann ganz eefach for sie“, sagt Kieffer.

Noch ist aber nichts entschieden. Ob sich die Zentralregierung in Paris mit ihrem Regionalsprachenkonzept durchsetzen wird, bleibt abzuwarten. Es braucht nämlich eine Dreifünftel-Mehrheit beider Kammern, um die Verfassung zu ändern. Daß die Regionalsprachen überhaupt in die Verfassung aufgenommen werden, dafür sind alle in Lothringen und Elsaß. Aber Hochdeutsch? Es ist doch immer wieder Streit bei den Deutschen, weil sie sich nicht einigen können. Näheres unter:

<http://www.sr-online.de/sronline/sr3/uebersicht/sr-3-thema/frankreich-regionalsprachen100.html>

Elsässer Wike

Als um 1860 während des chinesischen Krieges Franzosen in den Elsaß kamen, staunten sie nicht schlecht, als sie zwei sich gerade unterhaltende Elsässer hörten.

Der eine: „Schang, schint d'Sunn schon?“ (Jean [Gans], scheint die Sonne schon?)

Der andere: „So, Schorsch, d'Sunn schint schon lang.“

Die Franzosen, die noch nicht viel Deutsch konnten, beratschlagten, und schließlich kamen sie überein: „Das muß Chinesisch sein!“ Sie meinten: „Deutsch ist schon schwer genug; schrecklich aber, wenn wir auch noch Chinesisch lernen müßten.“

Schweiz: schlechtes Abschneiden

Das schlechte Abschneiden der Schweizer Schülerinnen und Schüler in der PISA-Studie 2000 zu den Lesefähigkeiten hat die Bildungsdirektoren der Deutschschweiz aufgerufen. Gefordert wird eine umfassende und gezielte Sprachförderung. Dabei wird die konsequente Verwendung des Hochdeutschen als Unterrichtssprache verlangt. Lehrer und Lehrerinnen in der Deutschschweiz sollen im Unterricht konsequent Hochdeutsch sprechen und auf den Gebrauch des Dialekts verzichten.

Zwar stehen die Schweizer in Mathematik nunmehr an der Spitze Europas, doch im Fach Deutsch ist die Sache noch anders.

Schüler in der Deutschschweiz wachsen mit zwei Sprachen auf: Gesprochen wird Schweizerdeutsch, gelesen und geschrieben in der Regel Hochdeutsch. Letzteres wird außerhalb der Schule kaum gesprochen, und auch da nicht konsequent. Eine im Kanton Zürich durchgeführte Studie vom Winter 2002 zeigt, daß im Unterricht je nach Schulstufe der Dialekt zwischen 30% und 50% dominiert.

Ausschließlich Dialekt gesprochen wird meist in den Fächern Turnen, Musik, Zeichen, Handarbeit und Werken. Aber auch bei Gruppenarbeiten oder Diskussionen, die persönliche oder emotionale Themen berühren, wird die Mundart dem Hochdeutschen vorgezogen.

Die Schüler würden so eine einseitige, kopflastige Erfahrung des Hochdeutschen machen und die Sprache letztlich negativ befehen, schreiben die Autoren der Broschüre „Hochdeutsch als Unterrichtssprache“, welche die Bildungsdirektion des Kantons Zürich herausgegeben hat. Darin wird den Lehrkräften empfohlen, im Unterricht ständig Hochdeutsch zu sprechen.

Die Autoren der Broschüre sind zuversichtlich, daß ihre Empfehlungen verstanden und umgesetzt werden. Dies, obwohl frühere Anläufe regelmäßig im Schulalltag verpufften. „Die Chancen stehen diesmal gut“, sagt Peter Sieber, Prorektor der Pädagogischen Hochschule Zürich, gegenüber swissinfo.

Als Grund für seinen Optimismus nennt er die Veränderungen in der Schule: Zum einen sei der Anteil der fremdsprachigen Kinder größer geworden. Weiter sei durch die Einführung von Fremdsprachen in die Primarstufe das Thema Sprachenlernen bewusster geworden. Und schließlich habe die Pisa-Studie die Sensibilität für die Sprachförderung verstärkt.

Die heutigen Schüler sind wegen des gestiegenen Medienkonsums eindeutig vertrauter mit der hochdeutschen Sprache als früher. Zwar sendet das Schweizer Fernsehen aus Konkurrenzgründen mit Ausnahme der Informations-Sendungen zunehmend in Dialekt. Doch machen die Kinder keinen Unterschied zwischen in- und ausländischen Programmen, und die allermeisten Kinderfilme sind ohnehin auf Hochdeutsch.

Wichtig sei es, wenn das Hochdeutsche in ein Spiel eingebunden werde. „Sobald ich den Kindern einen Rahmen aus Karton gebe und sie auffordere, Fernsehen zu spielen, sprechen sie perfektes, nahezu akzentfreies Hochdeutsch.“

Lächerlich: „Das Problem bei den Lehrern ist eindeutig größer als bei den Schülern“, erklärt Sieber. Denn die Schüler können inzwischen besser hochdeutsch als ihre Lehrer! Die Pädagogische Hochschule wolle deshalb bei der Lehrerbildung mehr Gewicht auf das Hochdeutsche legen.

Die anderen schreiben

Deutsch-türkisches Journal

Unter der Überschrift „UN-Experte: Befragung durch Israel soll für den Internationalen Gerichtshof“ schreibt das „deutsch-türkische Journal Online“:

„Der UN-Berichterstatter für die besetzten Palästinensergebiete, Richard Falk, forderte Ende März in Genf, der Internationale Gerichtshof solle die israelische Befragung der palästinensischen Gebiete untersuchen.“

Die seit mehr als 45 Jahren anhaltende Okkupation der Palästinensergebiete durch Israel ist nach Ansicht des zuständigen UN-Experten ein Fall für den Internationalen Gerichtshof (IGH). Das oberste Rechtsprechungsorgan der UN in Den Haag müsse Vorwürfe des „Kolonialismus“, der „Apartheid“ sowie „ethnischer Säuberungen“ durch die Besatzer überprüfen, forderte ... Falk...

„Es sind besondere Schritte erforderlich, um die Menschenrechte der Palästinenser zu schützen“, sagte Falk vor dem UN-Menschenrechtsrat. Der Amerikaner kritisierte, daß Israel seine illegalen Siedlungen in den 1967 im Zuge des Sechstageskrieges eroberten Gebieten ausdehne. Zudem verdränge Israel Palästinenser aus dem annektierten Ostteil Jerusalems.

Grund zu Sorge biete auch, daß die israelischen Sperranlagen nach Westjordanland weitgehend auf palästinensischem Territorium verliefen. Israel hatte deren Bau als Reaktion auf Terroranschläge von Palästinensern beschlossen. Der UN-Berichterstatter erklärte, es sei zu begrüßen, wenn immer mehr Unternehmen auf Geschäftsbeziehungen mit israelischen Firmen in den besetzten Palästinensergebieten verzichteten. ...

Witten in der entscheidenden Phase der Nahost-Friedensgespräche hat Israel Pläne für den Bau von 2371 neuen Wohneinheiten im besetzten Westjordanland veröffentlicht. Dies gehe aus Angaben des Innenministeriums hervor, berichtete die Zeitung „Jerusalem Post“ am Freitag. Am Vortag war zunächst von knapp 1200 neuen Siedlerwohnungen die Rede gewesen. Guy Zivbar, der die Regierungsaktivitäten in den Palästinensergebieten koordiniert, hatte die Planungen neuer Wohnungen bestätigt.

Die Bau-Planungen dürften die Aussichten auf einen Erfolg der laufenden Friedensgespräche weiter verringern. Bis Ende April will US-Außenminister John Kerry Israel und Palästinenser auf ein Rahmenabkommen für weitere Friedensverhandlungen festlegen. Die Palästinenser weigern sich aber unter anderem gerade wegen des Siedlungsbaus, einer Verlängerung der ursprünglich bis Ende April vereinbarten Gesprächsfrist zuzustimmen.

Der Bau der neuen Siedlungen ist daher als Provokation von Seiten der israelischen Regierung zu verstehen. Die Nichtregierungsorganisation „Schalom Achschaw“ (Frieden jetzt) warf Wohnungsbauminister Uri Ariel und Verteidigungsminister Mosche Jaalon vor, mit der Bekanntgabe der Bauplanungen die Friedensgespräche torpedieren zu wollen. „Wieder versuchen Ariel und Jaalon zu ruinieren“, schrieb die Organisation. ... Lesen Sie den gesamten Bericht auf:

<http://dtj-online.de/un-experte-vorwuerfe-an-israel-22955>



Woher kommt der Name ‚Maria‘?

Mit seinen vielen Abwandlungen ist der Name Mirjam/Miriam/Maria der im deutschen Sprachraum am weitesten verbreitete weibliche Vorname. Die Bedeutung des Namens ist allerdings nicht vollkommen geklärt. Es ist reizvoll, über die verschiedenen möglichen Herleitungen nachzudenken.

Der Name ist hebräischen Ursprungs und lautet eigentlich Mirjam (hebr. מִרְיָם). Die Namenstradition geht auf die Bibel zurück. Im Tanach trägt die ältere Schwester des Mose, die Prophetin Mirjam, diesen Namen (Ex 15,20 EU). Im Neuen Testament heißt so vor allem Maria, die Mutter Jesu. Daneben ist Maria Magdalena als Jüngerin Jesu bedeutsam. Im Neuen Testament, wie auch schon in der Septuaginta, wird der Name Mirjam zu griechisch Μαριάμ (Mariam) transkribiert. Daraus ist bei Übernahme in das Lateinische der Name Maria entstanden.

Die verbreitete Form Miriam geht auf die Umformung des hebräischen Konsonanten Jod zum griechischen Vokal Iota und lateinischen I zurück.

Traditionelle Deutung:

Nach älterem Verständnis — so auch in der jüdischen Tradition — ist der Name eine Nominalbildung aus den hebräischen Bezeichnungen mir/mar für „bitter“ und jam für „Meer“. Er wäre dann mit „bitteres Meer“, auch „Meeresmyrrhe“ oder „Meerestropfen“ wiederzugeben. Diese Bedeutung schwingt möglicherweise noch nach in der mittelalterlichen Bezeichnung Stella Maris („Stern des Meeres“) für Maria, die Mutter Jesu.

Neuere Deutungen:

Neuere Deutungen sehen jedoch eine ursprünglich ägyptische Herkunft als Ableitung von mrj („geliebt“), eventuell mit dem göttlichen Subjekt Amun: merit-amun, „von Amun Geliebte“.



Meritamun (Merit Amun)

Der Name von Miriams Bruders Aaron, hebr. Aharon, scheint ebenfalls aus dem Altägyptischen zu stammen. Das würde insofern passen, da auch der Name seines Bruders Mose heute aus dem Altägyptischen abgeleitet wird. Vergl. Thutmosis: „Thot ist der, der ihn geboren hat“. Der ursprünglich wohl an Mosis Namen angeheftete ägyptische Gott wurde später wohl weggelassen.

Daneben existieren noch andere Theorien zum Namen Miriam:

— Die Erhabene, Erhöhte als Partizip des hebräischen Verbalstamms r-w-m für „aufstehen, erheben“

— Die Widerspenstige oder Ungezähmte, vom hebräischen Verbalstamm m-r-j für „widerspenstig“

— Die (von Gott) Geschenke, vom hebräischen Verbalstamm r-j-m für „schenken“

— Die Fruchtbare, vom hebräischen Verbalstamm m-r-j für „fruchtbar sein“.

Katholiken bewerten Lehre der Kirche als weltfremd

Das größte deutsche Bistum, das Erzbistum Köln, hat sich vergangenen Herbst im Auftrage von Papst Franziskus um ein Stimmungsbild bemüht zu Themen wie Scheidung, vorehelichem Sex, Verhütungsmitteln und homosexuellen Partnerschaften.

Dabei kam heraus: Das Erzbistum Köln sieht „eine starke Differenz zwischen kirchlicher Lehre und dem Leben der Katholiken“. Die Mehrheit der Gläubigen denke in allen Punkten völlig anders, als die katholische Kirche es lehre. „Insgesamt wird die Lehre der Kirche als welt- und beziehungs-fremd angesehen“, stellt das Erzbistum fest.

Wen wundert's? Gätte man das sich nicht schon ohne Umfrage denken können?

Die Umfrage ist zwar nicht repräsentativ, das Erzbistum vermutet jedoch, daß das Ergebnis die Einstellung der kirchlich gebundenen, aktiven Katholiken widerspiegelt.

Mehrere Tausend Gläubige hätten sich in die Befragung eingebracht, sagte Monsignore Markus Vosbach, Leiter der Hauptabteilung Seelsorge im Erzbistum, bei einer Pressekonferenz.

Kardinal Joachim Meisner habe die Ergebnisse an die Deutsche Bischofskonferenz weitergeleitet. „Wir wollten nichts glattbügeln oder schönfärben“, betonte Vosbach. Die Befragung dient der Vorbereitung der für nächstes Jahr geplanten Bischofssynode im Vatikan zum Thema Familie.

Solger Dörnemann, der Leiter des Sekretats Ehe und Familienpastoral, sagte in diesem Zusammenhang, die Aktivitäten des Vatikans seien „zurzeit von einer gewissen Grundschnelligkeit“ geprägt. Vosbach sagte: „Nun sind wir sehr gespannt, wie die Synode diese Ergebnisse beurteilen und handeln wird.“

Nach Einschätzung der Gläubigen leben 80 bis 100 Prozent aller katholischen Paare vor der Heirat schon zusammen, viele sogar über Jahre. Das Erzbistum stellt unter den Katholiken auch eine „zunehmende Offenheit für alle möglichen Formen von Partnerschaft (homosexuelle Verbindungen, Patchwork-Familien)“ fest. Wiederverheiratete Geschiedene fühlten sich von der Amtskirche diskriminiert und ausgegrenzt.

Auch könnten viele Gläubige nicht verstehen, daß sich die Kirche der Öffnung der standesamtlichen Ehe für Homosexuelle widersetze. Das Erzbistum schreibt: „Die Christen vor Ort und viele Seelsorger und pastorale Dienste drängen nach einer pastoralen, menschlichen Lösung, damit homosexuelle Paare mit oder ohne eingetragene Partnerschaft in den Gemeinden anerkannt werden können.“

Die kirchlichen Verbote bei der Empfängnisverhütung werden „von den Gläubigen nicht verstanden und nicht angenommen“. Besonders das Verbot von Kondomen werde nicht akzeptiert.

„Durch die für viele Jugendliche unverständliche Haltung der Kirche zu diesen Fragen werden die Kirche und ihre Mitarbeiter/-innen kaum mehr als kompetente Gesprächspartner wahrgenommen.“ Der Mißbrauchskandal habe die Glaubwürdigkeit der Kirche zusätzlich tief erschüttert.

„Vom Sündenbegriff im Zusammenhang des eigenen Sexualverhaltens, das sich in der gesellschaftlichen Norm bewegt, haben sich die Menschen, auch die engagierten Christen, längst befreit.“

Kirchen und Konservative gegen mehr

Homosexualität in der Schule

In Baden-Württemberg hat sich die grün-rote Landesregierung etwas vorgenommen, was auf Widerpruch stößt: Neben den Eltern lehnen nun die Kirchen die von der Regierung geplante Aufwertung der Homosexualität ab.

Dabei nimmt die Diskussion über den Unterricht in Baden-Württemberg an Schärfe zu. Die Kirchen lehnen eine von der grün-roten Landesregierung geplante Aufwertung des Themas „Homosexualität“ in der Schule strikt ab. Kinder und Jugendliche dürften bei ihrer Suche nach der sexuellen Identität nicht beeinflusst werden, erklärten die katholische und evangelische Kirche. Der Bildungsplan müsse sich am christlichen Menschenbild der Landesverfassung und des Schulgesetzes orientieren.

Die Kirchen unterstützen damit indirekt eine Online-Petition gegen die Absicht der Landesregierung, die „Akzeptanz sexueller Vielfalt“ als Ziel im Bildungsplan 2015 festzuschreiben. Die Zahl der Unterstützer dieser Petition wuchs auf ca. 90.000.

Im Netz regt sich dertweil unter dem Twitter-Stichwort „idpet“ Widerstand gegen die Petition. Inzwischen haben Befürworter des Anliegens von Grün-Rot eine eigene Petition im Internet gestartet. Innerhalb von drei Tagen wurde sie von fast 9000 Menschen unterzeichnet.

Darauf antwortete die Regierung:

„Die Petition gegen die Aufwertung des Themas Homosexualität im Schulunterricht ist der Vergangenheit verhaftet“, kritisierte Landesministerin Katrin Altpeter (SPD).

Landeskultusminister Andreas Stoch (SPD) erklärte auf Twitter: „Diskriminierung darf in unserer vielfältigen Gesellschaft keinen Platz haben.“ Der pietistische Flügel in der evangelischen Kirche warnte Grün-Rot davor, die Leitlinien im Grundgesetz verschieben zu wollen. Im Bildungsplan werde eine gleichwertige Darstellung von Homosexualität mit Ehe und Familie angestrebt.

„Nach dem Grundgesetz und der Landesverfassung müssen Ehe und Familie absolute Priorität haben“, sagte der Generalsekretär der Evangelischen Allianz, Hartmut Steeb. Die Organisationen in der Deutschen Evangelischen Allianz vertreten nach eigenen Angaben etwa 1,3 Millionen Menschen.

Die Opposition in Baden-Württemberg wirbt dertweil um Verständnis für die Kritiker von Grün-Rot. Der CDU-Fraktionsvorsitzende Peter Hauf erklärte, er könne die Ängste dieser Menschen verstehen. „Wenn man diese Diskussion um Toleranz im Bildungsplan führt, muß man auch tolerant gegenüber denjenigen sein, die dort andere Auffassungen vertreten“, sagte er.

Bei der FDP gibt es parteiinternen Streit über den Umgang mit dem Thema. So wurde FDP-Fraktionschef Hans-Ulrich Hülfke vom liberalen Nachwuchs heftig kritisiert. Hülfke hatte gesagt, die FDP betrachte andere Lebensformen als die klassische Familie „als tolerabel, aber nicht als gleichwertig“. „Zitiert“ Landeschef Sebastian Graf erklärte, er schäme sich für diese Aussagen. „Seine Äußerungen zur Minderwertigkeit gleichgeschlechtlicher Beziehungen sind Sand im Getriebe der neuen FDP.“

Einiges über Homosexualität

Was soll ich darüber sagen? Man traut sich auch heute nur schwer, seine Meinung zu äußern; denn manche sind intolerant, doch nicht alle, und es gibt zudem Fanatiker, die man sich damit auf den Hals lädt.

Die Zahl der Homosexuellen in Deutschland soll zwischen 0,6 und 1,2 % liegen. Genau weiß das niemand, da manche es nicht wagen, die eigene Ausrichtung wahrheitsgetreu zu nennen. Wenn das so wäre, dann sähe es so aus, daß bei uns diese geringe Zahl von Schwulen die Herrschaft über die viel größere Anzahl der Heterosexuellen zu erringen veruchte.

Abrahamitische Religionen

Die drei Abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam verbieten die Homosexualität. Bei ca. 40 der in den UN vertretenen Nationen ist sie verboten, in fünf arabischen Staaten wird sie mit der Todesstrafe geahndet, und bei uns verbietet sie bei Männern der § 175 bis 1994.

Es sind vor allem also muslimische Staaten, die die Todesstrafe verhängen, und zwar, weil diese ja bereits im Alten Testament bei homosexuellen Männern gefordert wird. 3. Mose 20,13 heißt es nämlich:

„Wenn jemand bei einem Manne liegt wie bei einer Frau, so haben sie getan, was ein Greuel ist, und sollen beide des Todes sterben; Blutschuld laßt auf ihnen.“

Es findet sich aber keine Begründung dafür in der Bibel. In späteren Kommentaren werden drei Gründe genannt:

1. Die Homosexualität sei widernatürlich. 2. Sie schließe die Zeugung von Kindern aus. 3. Sie zerstöre die Familie.

Lesbische Homosexualität kommt hingegen in der Bibel gar nicht vor.

Polytheistische Religionen

Die polytheistischen Religionen, besonders die der Griechen und Römer, waren nicht so abweisend zu Schwulen, verboten die Homosexualität also nicht, waren davon aber auch nicht ganz begeistert. So hatten die Götter meist eine Partnerin, aber nie einen schwulen Partner, und ein schwuler Mann nannte seinen Partner nie „mein Mann“ oder eine Lesbe „meine Frau“. Reiche konnten sich aber einen Sklaven leisten, der ihnen Liebesdienste erweisen mußte. Plato lobte extra die „schönen Knaben“. Die antiken Romane wie „Daphnis und Chloë“ und „Anthia und Abrocomes“ besitzen neben der Haupthandlung mit Junge und Mädchen noch eine Nebenhandlung mit einem schwulen Jungen, der sich in den Helden verliebt. Der schwule Junge muß dann aber eines tragischen Todes sterben.

Alte Leute

Nur wenige jüngere Leute sind heute ganz streng gegen Homosexualität, genau weiß man das nicht. Aber die Älteren sind oft strikt dagegen, was man, wenn man ein „Single“ ist, leicht mitbekommt. Mit diesen Leuten kommt es oft zum Streit, wenn sie zu homosexuellen jungen Leuten stoßen. Einmal war der Herausgeber Zeuge, wie ein älterer Mann zwei halbwüchsige Jun-

Die Schläferinnen (*Les dormeuses*),
Gemälde von Gustave Courbet (1819–1877)



gen abkanzelte, als diese am Dstseestrand herumrangelten. Er herrschte sie an: „Sofort aufhören,“ als ob sie seine Untergebenen wären.

Kinder und Jugendliche

Als ich etwa sechs Jahre alt war, kam es in meiner Kleinstadt Wöhrneck zu einem Gespräch der Mütter etwa gleichaltriger Knaben. Die Mütter warnten sich und ihre Jungen gegenseitig vor einem älteren Knaben, welcher die Eigenart hatte, die jüngeren Jungen zu belästigen. Daraufhin kam dieser Junge (vielleicht zehnjährig) auch auf mich zu. Er hatte ein Spielzeugauto dabei und behauptete, damit mit mir spielen zu wollen. Der stiere, triebhafte Blick verriet mir, daß es der beschriebene Junge war. So ließ ich ihn stehen. An sich hatte ich aber nur mit Mädchen gespielt, weil Jungen mir sowieso nie recht waren.

Im Westen nur noch Knaben

Es kam aber die Flucht in den Westen, und alsbald kamen nur noch Jungen in den Schulen, die ich besuchte, vor. Eine große Ehrfurcht vor dem westlichen Erziehungssystem ergab sich daher bei mir nicht, noch dazu, weil die Lehrer im Westen auch noch schlugen. Auch in der Konfirmandenstunde durften wir die Mädchen nicht sehen.

In der höheren Schule, die ich besuchte, es war ein mathematisch-neusprachliches Gymnasium, kam es vor, daß Jungen sich an andere Jungen herannahen, doch da hatten sie bei mir kein Glück.

Homophobie bei Knaben

Einmal, wir waren 14 Jahre alt und gerade in der Pubertät, saß ich neben einem Jungen, der zu mir sagte: „Du bist doch nicht etwa anders? Denn wenn du neben mir sitzen willst, dann solltest du dir deine Fingernägel schneiden, denn die sind mir zu lang.“ „Anders“, das war die Bezeichnung für „schwul“. Er haßte also schwule Knaben. Als Dank für kürzere Nägel und vielleicht um mich zu testen, ließ mir der ehrliche Knabe Geste mit Wisen aus, welche mit Zeichnungen kurvenschöner Mädchen illustriert waren, bei deren Anblick ich heiße Gefühle bekam. Er ermahnte mich aber, die Geste auf keinen Fall zu Hause zu zeigen.

Homosexualität in der Schule

Ab und zu bemerkte ich etwas von Homosexualität, doch recht wenig. In der Oberstufe gab es ein klassenbekanntes schwules Paar. Einmal zog der größere Junge, der also den „Mann“ spielte, den Kleineren durch die Klasse und veruchte, ihn vor den anderen Schülern erotisch anzufassen. Der kleinere Junge brachte sich aber bald nach dem Abitur um. Auch veruchten ältere Jungen, sich an jüngere heranzumachen. Wenn der Kleine lächelte, machten er dem Großen Mut; wenn er wütend blickte, ließ er aber ab.

Unser Physiklehrer Dipl.-Ing. H. (unten) hatte gehofft, in der Schule nach einer gescheiterten Ehe einen schwulen Knaben kennenzulernen. Als das aber nicht erwidert wurde und herauskam, fuhr der beliebte, aber nunmehr völlig verzweifelte Lehrer in den Wald und erschoss sich. Was ich in dieser Hinsicht also erfuhr, lief gerade so tragisch wie in antiken Romanen ab.

Sollte jemand so veranlagt sein, so muß man es ihm in unserer heutigen liberaleren Gesellschaft zugehen, doch muß er auch die normalen Menschen achten. Dabei hängt das spätere Verhalten auch von der Erziehung in der Jugend ab, und frühere Schulen hatten ein erhebliches Maß an Verantwortung, daß viele Beziehungen nicht klappten.



„Stimmen aus dem Jenleits“: von der Antike bis heute

Als der Schwede Friedrich Jürgeuson 1959 Stimmenaufzeichnungen begann, die er als Stimmen aus dem Jenleits bekannt machte, ahnte er nicht, daß dieses Phänomen schon in der Antike bekannt gewesen ist. Er hatte wie fast alle Tonbandstimmens-Forscher nie Latein und Griechisch lernen können, weil er ja in der ehemaligen Sowjetunion geboren war.

Doch wie war es früher? Als man noch keine Tonbandgeräte kannte? Da gab es hellhörige, oft aber heute nicht mehr bekannte Menschen, die Stimmen hörten, die sich bei ihnen meldeten. Anders der hl. Petrus, den jeder kennt; er schrieb in seinem 2. Briefe (2. Petr 1,16):

„Denn wir sind nicht ausgeklügelten Fabeln gefolgt, als wir euch kundgetan haben die Kraft und das Kommen unseres Herrn Jesu Christi; sondern wir haben seine Herrlichkeit selber gesehen.



Petrus

Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Preis durch eine Stimme, die zu ihm kam von der großen Herrlichkeit: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Und diese Stimme haben wir ge-

hört vom Himmel kommen, als wir mit ihm waren auf dem heiligen Berge.“

In diesem Bericht über die sog. Verklärung Jesu' (transfiguratio) werden also die vielen tatsächlichen oder gefälschten 'Tatsachen', die wir heute als unecht erkennen, gar nicht erwähnt. Nur ein Stimmenphänomen, das wir heute auf Tonband zc. aufnehmen können, wird hier herangezogen.



Die Verklärung Jesu (transfiguratio), Gemälde von Raffael

Dieser recht alte Bericht über das Stimmenphänomen ist aber gleichzeitig der letzte, den die Kirche noch kennt, denn die Berichterstattung über derartige überfönnliche Phänomene war bald von ihr verboten worden.

Der erste Bericht über so eine Stimme findet sich offenbar nur in einer recht alten Behauptung, welche über den ersten römischen König Romulus überliefert ist. Nach seiner sog. ‚Simmelfahrt‘, welche ursprünglich nur ein Verschwinden seiner Leiche bedeutet haben mag, soll er sich durch eine Stimme aus dem Himmel gemeldet haben und dabei gesagt haben, man solle ihn in Zukunft ‚Quirinus‘ nennen.

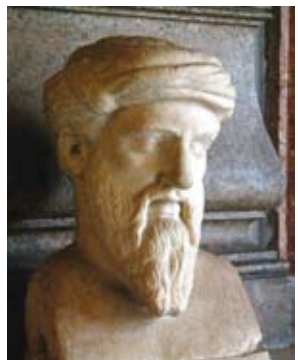


Etwas später trat dann Pythagoras, der große griechische Wissenschaftler, auf. Jener Pythagoras, von dem der schon unseren Schülern bekannte Satz stammt:

$$a^2 + b^2 = c^2; \text{ der aber auch als}$$

erster über die Seelenwanderung redete und behauptete, er habe schon vor Zeiten gelebt. Nach der Überlieferung hat er auch als erster das Stimmenphänomen untersucht.

O.: Romulus, u.: Pythagoras



Was man damals annahm: daß es sich um Stimmen der Götter, siehe die Bibel, oder um Halbgötter, handle.

Früher gab es noch keine Aufzeichnungsgeräte, aber doch auch übernatürliche Stimmen. Diese sollen nach

der antiken Überlieferung von den erwähnten Halbgöttern, nämlich Faunen und Nymphen, hergekommen sein. Besonders in Gewässern dachte man sich diese Geistwesen, sogenannte Najaden, an die man wohl deshalb glaubte, weil man aus Wasserplätschern — wie auch heute noch — Stimmen heraushörte.

Die Najaden (von gr. Νάϊαδες, Einzahl Νάϊαs, die; von νάειν „fließen“ bzw. νάμα „Flüssigkeit“) sind der griechischen Mythologie nach Nymphen, die über Quellen, Bäche, Flüsse, Sümpfe, Teiche und Seen wachen. Sie waren entweder Töchter des Zeus oder des Okeanos. Trocknete das Gewässer einer Najade aus, so mußte sie sterben.

Man unterschied vier Arten von Najaden: Crinaeae (Quellen), Limnades oder Limnatides (Seen), Pegaeae (Bäche) sowie Potamiden (Flüsse)

Die Najaden waren oft Objekte örtlicher Kulte, die sie als Fruchtbarkeitsgöttinnen verehrten. Ihren Gewässern wurden mitunter eine magische heilende Wirkung oder prophetische Kräfte zugesprochen.

Am Rithairon in Mittelgriechenland lag die Grotte der Nymphae sphrangitides (Νύμφαι σφραγγίτιδες), bei deren Betreten so mancher Einwohner von wahrer Kraft erfüllt sein sollte (Plut. Arist. 11, 4. Paus. IX 3, 9). Der boiotische Seher Balkis hatte seine Sprüche von den Nymphen (Ar. Pax 1070; Paus. IV 27, 4. X 12, 1), der plato-

nische Phaedrus nennt sie und Pan als Quelle der Inspiration (Pl. Phaedr. 263 d); danach läßt Plutarch den zukunfts-kundigen Weisen seines Mythos unter Nymphen und Dämonen leben (def. or. 421 a).

Die Römer, welche sich oft an Griechenland anlehnten, bekamen sich auch zu Quellnymphen: An Hadrian, der Delphi seine besondere Fürsorge angeheihen läßt (Bull. hell. XX [1896] 522ff.), knüpfen die wunderbarsten Gerüchte; in Antiochien soll er aus der Quelle Kastalia die künftige Größe erfahren haben (Ammian. Marc., XII 12, 8. Sozom. hist. eccl. V 19).

So ist also die Antike, die gar keine Aufzeichnungsmöglichkeiten hatte, von sehr hellhörigen und medial begabten Menschen auf Götter gebracht worden, welche wir heute nicht mehr kennen. Unter bestimmten Bedingungen, so wie in der Grotte der Nymphae sphrangitides, waren aber die akustischen Bedingungen so gut, daß sehr viel mehr Menschen als üblich überfönnliche Stimmen hörten. Daß das Phänomen aber nicht mehr beachtet wurde und in Vergessenheit geriet, hängt wiederum damit zusammen, daß die Kirche die Erforschung des Überfönnlichen verbot.



Hylas und die Nymphen (Gemälde von John William Waterhouse, 1896)

Doch kommt es heute noch vor, daß Menschen, die nie zuvor so etwas geglaubt haben, auf einmal selbst solche Stimmen hören. Ein junger Diplom-Ingenieur aus Polen erzählte dem Herausgeber: „Aus dem Geräusch eines auslaufenden Ventilators hörte ich eine Stimme, welche sagte: ‚Weißt du, welcher Tag heute ist?‘“ Es war aber der Todestag seines Vaters, wie er mir versicherte. Auch in einer solchen Veranstaltung in Fulda, wo der Herausgeber gerade eine Tonfilmaufnahme machte und dabei einen Experimentator filmte, welcher 1984 gerade durch den Unterhalter Rainer Holbe bekannt geworden war, kam es zu einem ähnlichen Vorfall. Eine Frau kam zu mir und sagte: „Ich höre aus dem Geräusch Ihrer Filmkamera (es war damals noch eine Super-8-Kamera) die selben Stimmen, die uns vorgeführt werden. Auch Prof. Senkowski, über den das „Hamburger Abendblatt“ vor zwei Jahren in einem Artikel über das Stimmenphänomen berichtet hatte, hat als junger Mann so etwas gefannt.“

Es kam uns manchmal ein wenig merkwürdig vor, als wir damals von Jürgeuson hörten. Aber wer weiß schon, daß wir häufig ein Wort im Munde führen, das wir als Deutscher, aber auch als Engländer, Franzose zc. stets benutzen, das aber auf eine überfönnliche Stimme zurückgehen soll: das Wort ‚Moneten‘. Als nämlich der römische Feldherr Marcus Junius Camillus (446—365 v. Chr. G.) damals bei den Gallier-Einfällen, die Rom stark bedrohten, schwor, er werde zu Ehren Junos einen Tempel bauen, wenn er die Gallier besiegen

könnte, da hat sich das Schicksal Roms zum Besseren gewendet, indem die Römer siegen, und Camillus erbaute den Tempel. Der Sage soll man von Capitol her eine Stimme gehört haben, welche die Römer ermahnt habe, sie sollten die Burg verstärken. Diese Stimme wurde der obersten Göttin Juno zugeschrieben, und man nimmt an, daß sie aus dem Geschnatter der Gänse, welche Juno heilig waren, und anderen Geräuschen, herausgehört wurde. Da die Stimme die Römer gemahnt hatte, nannte man ihn den Tempel der Juno Moneta (also Juno der Mahnerin). Da später die Münze in diesem Tempel aufgestellt wurde, so wurde der Name auf die Münze (sowohl das Geldstück als auch die Prägestätte) übertragen und ging so in alle Kultursprachen ein (so deutsch 'Moneten'; englisch money = Geld, französisch portemonnaie = Geldbörse) zc.

Nun kommt natürlich die Frage auf, ob diese Stimmen etwas genützt hatten. Die Stimme der Juno war kein Einzelfall. Es gab nach dem Zeugnis der alten Schriftsteller (Cicero, Livius, Plutarchus) Fälle von Stimmen, die weis sagten.

Ein Beispiel ist überliefert, wo eine Stimme, die man vor einer Schlacht aus einem Hain heraus gehört hatte, sagte, die Anzahl der getöteten Etrusker werde um eine Person größer sein als die der gefallenen Römer. Als man nach der Schlacht die Toten abzählte, soll sich das tatsächlich als wahr herausgestellt haben.

Es gibt seit der Erfindung des Heimtonbandgerätes in den fünfziger Jahren sicherlich nicht viele, aber doch unerschrockene Leute, die Stimmen einspielen. Sie müssen aber fürchten, für dumm oder gar verrückt gehalten zu werden. So kommt es, daß es noch immer Menschen gibt, die das Stimmenphänomen nicht richtig kennen. Aber wie kann man diese Stimmen einspielen?

Dazu kann man schon von den Alten, die einst in Griechenland hellhörig waren, lernen. Sie hörten die Stimmen gern aus Wasserplätschern heraus, aber offenbar auch aus dem Rauschen der Blätter in Hainen, denn solche Stimmen sind auch aus Hainen überliefert. Aus diesem Grund nahm man auch an, daß in Bäumen Nymphen wohnen.

Diese Stimmen sind aber so schwach, daß viele, besonders ältere Leute, sie nicht verstehen würden. Es gab in Jasteburg eine alte Dame, die nach dem Tode ihres Mannes gern so eine ganz kleine Stimme als Trost von ihrem Mann gehabt hätte. Da sie schlecht hörte, hatte sie kaum einen Erfolg. Da riet man ihr, Wasser in ihre Badewanne einzulassen und mit ihrem kleinen Cassettentonbandgerät aufzuzeichnen. Da war die Freude der alten Dame riesengroß, als sie an einer Stelle des Bandes laut das Wort „Kerli“ hörte. Das war nämlich das Kofewort gewesen, mit der sie ihr Mann, der 90 Jahre alt geworden war, immer gerufen hatte.

Wer prüffig ist, kann immer neue Arten von Hintergrundgeräuschen versuchen, so etwa an einem kleinen Diktiergerät reiben. Stimmen, die wir befriedigend finden, werden aber nur kommen, wenn viel Zeit und Mühe darauf verwendet wird, denn das Ganze ist ja physikalisch nur ein sogenanntes Zufallsphänomen. Das heißt, man muß einfache, nicht wiederholte ‚Zufälle‘ verwenden. Diese beweisen aber, daß der Zufall an sich nicht beweisbar ist. Es gibt auch ein Geheimrezept, wie man Antworten erhalten

kann: Man nimmt auf, wenn viele Leute sich gleichzeitig unterhalten. Beim Abhören, das in aller Ruhe erfolgen soll, können überfremde Stimmen erwartet werden.

Ein Ehepaar, dessen Sohn wir kannten, weil er bei mir Nachhilfe genommen hatte, erlaubten den Versuch; es wurde statt eines Mikrophons ein piezoelektrischer Wandler mit angekoppeltem Ultraschall-Demodulator verwendet. Der Familienvater, der sich etwas wichtig tat, wollte offenbar, daß der Versuch scheitern sollte. Er stellte die Frage: „Welcher Tag ist heute?“ Zu seiner Verblüffung war beim Abhören zu hören: „Heute ist Donnerstag“, was auch stimmte.

Ein sehr trauriger Fall, wo ich helfen mußte: In einer inzwischen aufgelösten Hamburger evangelischen Gemeinde wurde ich gebeten, so eine Tonband-Einspielung zu durchzuführen. Es war nämlich ein guter Freund, Dr. Steinhard, völlig unerwartet mit nur ca. 33 Jahren an plötzlichem Nierenversagen verstorben. Seine in der Gemeinde noch lebenden Freunde wünschten nun, dieses Experiment zu tätigen. Zugleich war aber auch noch die Mutter des evangelischen Pastors verstorben. Dieser war eine große Ausnahme, denn er war nicht nur Denker, sondern auch Praktiker. Als Vorsichtsmaßnahme verlangte er aber, daß er selbst eine neue Tonbandcassette mitbringen dürfe, damit ja Tricks nicht möglich sein könnten und ich nichts präparieren könnte.

Ich sehe noch heute die Szene, wie sich die Gemeindeglieder der Bethlehem-Kirche um das Cassettentonbandgerät aufstellten, der Pfarrer die neue Cassette einlegte, ich das Ultraschall-Gerät anschloß und auf Aufnahme schaltete. Dann bat ich die Anwesenden, sich zu unterhalten. Als wir dann zurückgespult hatten, hörten wir die Stimme „Da hast du doch die Tote auf deinem Tonband.“ Immer noch sehe ich die Leute, wie sie sich, in frohem Erstaunen, über das Cassettentonbandgerät beugten und die Stelle wieder und wieder abhörten.

Die Stimme hatte gesagt, daß es das Tonband des Pfarrers war, und daß es eine Tote, also offenbar seine Mutter, war, die sich da meldete.

Also, mit anderen Worten, man erhält gewissen Trost, das aber ist meist dann alles, was man erwarten darf, wie es auch von Paulus in seiner Erklärung der Inspiration genannt wird:

„Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit...“ (2.Tim 3,16)

Seit diese Entdeckung der Stimmen, wie sie uns von Jürgenson bekanntgemacht wurde, — eigentlich ist sie ja eine Wiederentdeckung —, in alle Herren Länder exportiert wurde, ist immer mehr international geforscht und gearbeitet worden.

Man muß lange suchen, bis jemand, der sich auskennt, für diese Forschung etwas sagen möchte. Denn die Vorurteile, die wir kennen, sind immer noch zu groß.

Am Anfang dachte Jürgenson, diese geheimnisvollen Stimmen seien von Außerirdischen, was er in einem Buch verbreitete. Erst später erkannte er seine Radioassistentin Vena, sowie seine verstorbene Mutter an den Kofenamen und persönlichen Antworten wieder. Es war aber auch die Zeit, die durch das damals langsam in Verbreitung gelangte Heimtonbandgerät die Möglichkeit erst herstellte, daß nun jeder, der so ein Tonbandgerät besaß, sich neuen Ufern zuwenden konnte und solche phantastischen

Stimmen einspielen durfte. Dann ohne die damals noch neue Tonbandtechnik wäre das so alte Phänomen, das zunächst in alten Büchern schlummerte, nicht wiederentdeckt worden, weil die Altphilologen meist keine Theologen sind.

Nach der Wiederentdeckung des Phänomens gab es nur Arbeit, um die Stimmen anderen wieder bekannt zu machen. Man würde sagen, es war ein unsäglicher Kampf einmal gegen Schwerhörigkeit, zum anderen gegen Ignoranz, denn es gibt doch tatsächlich Menschen, die gut hören, aber sich weigern, so eine Tonbandstimme mal anzuhören.

Erstmal mußte ein Verein gegründet werden, das war in Deutschland der „Verein für Tonbandstimmforschung e.V.“. Er wurde in Deutschland vor 40 Jahren von dem Diplom-Psychologen Fidelio Köberle aus Düsseldorf und der Hausfrau Hanna Buschbeck aus Horb gegründet.

Eine der ersten Zusammenkünfte des Vereins zeigt untenstehende historische Aufnahme. Sie wurde uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Herrn Hans Kreischer in Idar-Oberstein.



V.l. n.r.: Fidelio Köberle, Friedrich Jürgenson, Rudolf G. Zinser (Zinser-Effekt), Hans-Helmut Kreischer, Erich Seefried vom ZDF, bei einer Tagung in Stolzenfels bei Koblenz 1976

Schließlich machte der Film „White Noise“ („Weißes Rauschen“) das Stimmenphänomen so ziemlich bis in den letzten Winkel der Welt bekannt (Abb. unten).

Längst macht man keine Einspielung mit Tonbändern mehr, sondern zeichnet mit digitalen Geräten oder dem Computer auf. Längst gehört es auch zum Stimmen-Einspielen, mit komplizierten elektronischen Programmen zu verbessern, was ohne diese unhörbar bliebe. Es gibt in der Bundesrepublik fast 500 aktive Stimmen-Einspieler, in Frankreich etwa 3000, was kein Wunder ist, weil die tüchtige Französin Monique Simonet aus Reims einen großen Verein aufbaute, nachdem Verlage sich um ihre Bücher über das Stimmenphänomen zc. gerissen hatten.



Wer sich solche Stimmen anhören will, findet sie im Netz, z. B.

www.romana-hamburg.de/stimmen.htm

Thüringen an der Saale



Die Saale in Ziegenrück

Wir besuchen diesmal Thüringen, und zwar besonders zwei Orte an der Saale: das Städtchen Ziegenrück sowie den großen Hohenwarte-Stausee.

Ziegenrück (800 Einwohner) ist die fünftkleinste Stadt Deutschlands. Der Name ist slawischen Ursprungs, er bedeutet „Flußschlinge“. Das romantische Städtchen ist mit vielen Gebirgsbächen durchzogen. Das Hotel Heinke bietet ganz tollen Gulasch mit Klößen für einen ganz geringen Geldbeutel. Die sollte man sich nicht entgehen lassen. Leider ist das schöne Schwimmbad seit der Wende geschlossen, und auch kein Eisenbahnzug hält mehr im Bahnhof, weil es zu wenig Fahrgäste gibt. Dafür kann man auf der Saale Ruderboot fahren. Daher ein guter Geheimtip.

Ein kurzer Ausflug bringt uns zu der kleinen Stadt Ranis, deren Burg weit in das Land blickt. Diese, als Schutz gegen die Slaven errichtet, wurde von Kaiser Heinrich IV. 1084 als Castrum Ranis erstmals ur-



Burg Ranis:
oben: Blick vom Tal hinauf;
unten: Blick auf den Burghof.



Saale-Zeltplatz Neumannshof

kundlich erwähnt.

Unser Weg führt weiter wieder zur Saale zurück. Der in den dreißiger Jahren erbaute Saalestausee mit der Hohenwarte-Talsperre zieht viele Besucher an. Damals 1938 wurde das Dorf Breßwitz aufgegeben. Der Name, 1125 erstmals erwähnt, bedeutet ‚Birkenort‘ (von altforbisch Bresvice zu ‚breza‘ = Birke; vgl. lat. betula = Birke und vicus = Dorf). Die untenstehende Aufnahme zeigt den letzten Gottesdienst im Ort, der darauf in der Saale verschwand. Heute liegt er ca. 40 m tief unter dem Wasserspiegel der Saale.



Breßwitz vor der Evakuierung Photo Karl Lothar
Unten: Blick vom „Waldhotel am Stausee“ auf den Hohenwarte-Stausee



Thüringer Klöße



Daß man im Zelt sehr billig übernachten kann, wissen viele, aber nicht, daß man das auch noch im Oktober kann. Voraussetzung: Man muß einen Platz finden, an dem ein Stromanschluß angeboten wird. Da kann man es mittels eines Heizlüfters bei außen etwa 1° innen so warm haben, daß man nicht mal einen Schlafsack braucht, und als Heizleistung genügt 1000 Watt, also die Hälfte der maximalen Leistung.

Das Bild zeigt den Herausgeber vor seinem sehr praktischen Wurfzelt.



Schöne Schriften

— für Ihren Computer —

Aristokrat

A B C D E F G H I J K

Journal-Kursiv

A B C D E F G H I J K

Peter-Jessen-Schrift klein

A B C D E F G H I J K

Mit dreistufigem s und f, 1953 u. a. für das Württembergische Gesangbuch verwendet.

Sie brauchen nur einen PC dafür. Wenn Sie ein Open-Type-fähiges Programm haben, dann sehen Sie mit meinen „denkenden OT-Schriften“, welche das lange s und die Ligaturen automatisch einsetzen. Wählen Sie aus der größten Fraktur-Auswahl der Welt, aus nunmehr über 330 Fraktur- und 34 Antiqua-Schriften.

Bestellung/PDF-Prospekt: www.fraktur.biz

Postkarten der früheren Hamburger Straßenbahn



Die alte Eisbrücke mit der Linie 11 nach Harburg

Die Straßenbahn-Postkarten mit Motiven der ehemaligen Hamburger Straßenbahn nach echten Ölgemälden von Dipl.-Ing. Helzel sind zum Teil erhältlich im Kleinbahn-Museum Wohldorf. Lassen Sie sich das Museum nicht entgehen! Die gesamte Serie mit 30 schönen Postkarten ist erhältlich gegen 22,50 € + 1,50 Porto beim Herausgeber.

CDs der Edition Romana



Hugo Kauns Meisterwerk, seine 1. Symphonie „An mein Vaterland“ von 1888, die er in Milwaukee (USA) in sehnsuchtsvoller Erwartung seiner Heimat schrieb, sollte ein Liebhaber nordisch-verhaltener, getragener Musik, wie es unzählige

Hamburger sind, nicht missen. Der Meister sagte einst über die Musik: „Gute Musik muß deutsch sein!“ Dieses Werk, und auch andere von ihm, bieten wir als einzige an.

Preis der CD: € 12,- + 2,- Versand.

Bestellung beim Herausgeber. Mehr:

www.romana-hamburg.de/cds.htm

Orthographie: klassisch oder nicht?

Was wir oft bei unserer Rechtschreibung finden, sind teilweise Widersprüche. Sie kommen daher, daß wir immer wieder Änderungen aufgefahlt bekommen, die dann zum Teil nicht miteinander harmonieren. Eine Berliner Zeitung schreibt gerade, ein bestimmter Schüler habe nicht verstanden, warum er das Wort „Klavier“ nicht „Klawir“ schreiben darf.

Das Wort schreiben wir mit „v“, weil es vom lateinischen clavis = Schlüssel, Taste stammt; daher bis 1901 oft noch mit „c“ geschrieben (Clavier). Der Buchstabe „w“ hingegen wurde erst etwa ums Jahr 1000 in das lateinische Alphabet eingefügt, um inzwischen nur noch in den germanischen Sprachen vorkommenden Laut uu schreiben zu können, welcher heute nur noch auf englisch bewahrt worden ist. (Im Lateinischen war er zu der Zeit schon zu dem einfachen Konsonanten v geworden, heute deutsch w.)

Wir Deutschen schreiben heute nicht mehr so exakt wie noch unsere Großeltern, die genau wissen mußten, ob ein Wort rein deutsch ist oder aus dem Lateinischen oder Griechischen oder aus einer modernen Sprache stammt. Man schrieb fremde Wörter so wie in den Original-Sprachen, so aus dem Italienischen Conto, Spagbetti; aus dem Französischen Lieutenant, Comitee (ohne Akzent), aus dem Latein Clavier, Congreß, Concert, Accent, Camel, Rector, auch May, Crystall, wie heute noch auf englisch. Diese Schreibweise nennt man die „klassizistische“. Diese internationale Schreibung wurde erst 1901 aufgegeben, durch die Einführung der „vereinfachten Rechtschreibung“ des preußischen Kultusministers Robert Viktor von Puttkamer, die aber von gebildeten Schichten der Bevölkerung für barbarisch gehalten wurde. Die klassische Schreibweise konnte genauer sein, z. B. unterschied man zur Goethezeit zwischen „seyn“ (Zeitwort) und „sein“ (Pronomen), und man unterschied bis 1901 zwischen „Ton“ (Klang, von griech.-lat. tonus) und „Thon“ (Lehm) sowie „der Thau“, aber „das Tau“. Etliche Wörter schrieb man mit th, wie Thee, That, thun, Theil, Thür, Thor, Thräne, Thurm zc., aber: Blut oder Gluth, Blut, Gut, Bote. Das kam daher, daß man früher noch zwischen unbehauchtem und behauchtem (aspirierten) t unterschied. Heute gibt es im Hochdeutschen nur noch das behauchte t, so daß man das nunmehr unnötige h nur noch bei griechischen Wörtern schreibt. Denn auf griechisch ist die Aspiration oft bedeutungsunterscheidend: ‚etos‘ (ἔτος) = Jahr, ‚ethos‘ (ἔθος) = Sitte, ‚hoti‘ (ὅτι) = weil, ‚hothi‘ (ὅθι) = wo.

In den süddeutschen Dialekten ist hingegen die Aspiration nicht vorhanden. Auch im Hamburger Platt spricht man das t im Wort „Beate“ ohne die Aspiration aus.

Die Veränderungen an unserer Orthographie haben seltamerweise auch dazu geführt, daß alte Regeln der Vor-Puttkamerischen Orthographie (vor 1901) wieder eingeführt wurden: So verlangt die „Rechtschreibreform“ nun wieder die Dreifachschreibung von I wie vor 1901: Also „Stilleben“ (jedoch in der Frakturschrift durch die Ligatur II leichter zu lesen als in der Antiqua-Schrift), sowie „selbständig“ mit Doppel-st. Auch die Getrennschreibung von Wörtern mit „zu“ wird wieder gefordert, wie „zurück-zubleiben“ wie vor 1901 möglich statt „zurück-zubleiben“.

Die frühere Regel, die Indefinitpronomen groß zu schreiben, wurde jedoch 1901 abgeschafft und nicht wieder eingeführt:

Man schrieb vor 1901: „Man lese Alles, und Niemand wird unbefriedigt bleiben“; heute schreibt man ‚alles‘ und ‚niemand‘ klein.

Etymologie in heutiger Rechtschreibung
„Etymologie“ heißt „nach der Herkunft“ (gr. ἔτυμος ἔτυμος = wahr). Etymologisch falsch ist es, in griechischen Wörtern f statt ph zu verwenden, da Altgriechisch gar kein f hat. Daher ist die Schreibung „Photographie“ allgemein gültig.

Auch die neue Schreibung „plazieren“ statt „plazieren“ sowie „nummerieren“ statt „numerieren“ stört, da „plazieren“ von gr.-lat. „platea“ (breit) kommt und „numerieren“ von lat. numerus, was nur ein n hat. (Daß man „Nummer“ aber mit 2 m schreibt, soll bezeichnen, daß das u vor den beiden m kurz gesprochen wird, und es bezieht seine Autorität von den klassischen deutschen Schriftstellern.) Ebenso fehlerhaft ist auch „Potenzial“ statt „Potential“ oder „nazional“ statt „national“, weil es von lat. potentia (Macht) bzw. natio = Volksstamm kommt.

Phonemische Rechtschreibung

Oft kommt es in unseren Nachbarländern zu ganz merkwürdigen Änderungen, wenn sich populistische Strömungen durchsetzen (meist ‚phonemisch‘, d. h. geschrieben wird wie gesprochen). „Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller“ wird im heutigen Letztlich zu Johans Volkgangs fon Gête un Fridrihs Sillers. (Das Schluß-s bei Sillers zc. brauchen die Letzen, um den Nominativ zu erkennen, weil sie keinen Artikel haben.) Die Polen haben von den Deutschen das w übernommen, was sie überall statt v verwenden und schreiben daher z. B. archiwum statt archivum (Archiv). Auch unsere Anführungszeichen „...“ haben sie übernommen, mit der unten liegenden Anführung und der gedrehten Abführung. Die lateinischen An- und Abführungszeichen sind dagegen so wie die englischen: „...“ und werden bei uns noch in wissenschaftlichen Arbeiten verwendet.

Klassizismus noch heute

Besonders wird die klassizistische Orthographie heute noch im Englischen und Französischen verwendet. Dort aber ist sie umso bedeutender, weil diese Sprachen noch immer die wichtigsten modernen Sprachen sind.

Auf englisch ist seit Shakespeares Zeiten kaum etwas verändert worden, außer daß man heute nicht mehr das lange s (ſ) verwendet, das bei Shakespeare noch vorkommt.

Sommer noch schreibt man da city (lat. civitas), camel, crisis, sure (lat. securus), face (lat. facies), centre wegen centrum; und immer noch light und night, obwohl das gh gar nicht mehr gesprochen wird (nur noch auf schottisch, dort mit ch geschrieben). Zaghaft nur hat man begonnen, die klassizistische Schreibweise zu ändern, so bike statt bicycle, amerikanisch thru statt through und airplane statt des klassizistischen aeroplane. Doch das sind nur ganz wenige Änderungen, wenn wir mit anderen Sprachen vergleichen. Daß dadurch Englisch eigentlich aus zwei Sprachen besteht, die Schreibung und die oft völlig andere Aussprache, nimmt man in Kauf.

Die Franzosen schreiben oft die lat. Endung, ohne sie zu sprechen, so aiment (gespr. ‚äm‘; lat. amant), pommes (gespr. pom), août für August (gesprochen ü oder üt), und fenêtre für Fenster: ^ ist das Zeichen, daß vom Latein her ein s ausgefallen ist (augustus, fenestra). Klar klassizistisch ist auch aéroport für Flughafen, ebenso auch russisch aëroport.

Englisch ändert sich sicher nicht, dazu ist es zu weit verbreitet. Da könnten wir doch auch die klassische c-Schreibweise wieder einführen und dann wieder international schreiben; Hamburg schreibt bereits „Centrum“!

Das Potsdamer Stadtschloß steht wieder

Für Potsdam war es soweit: am 21. Januar 2014 wurde das in den äußeren Umrissen neu erbaute Potsdamer Stadtschloß mit einer parlamentarischen Feierstunde wieder eröffnet, nachdem der erste Spatenstich zum Neubau am 25. März 2010 unter anderem durch Ministerpräsident Matthias Platzeck erfolgt war.

Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte am 14. April 1945 ein britischer Luftangriff auf Potsdam die Potsdamer Innenstadt zerstört. Dabei brannten das Stadtschloß sowie weite Teile seiner näheren Umgebung bis auf die Außenmauern nieder. Bedeutende Teile der überaus kostbaren beweglichen Innenausstattung des Schlosses waren zuvor ausgelagert worden. Durch den Brand gingen die wandfesten Raumausstattungen bis auf geringe Reste im Marmorsaal und im Treppenhaus unwiederbringlich verloren. Aber noch war die Bausubstanz des Schlosses einschließlich der Bauplastik bis auf eine Schneise durch den Westflügel zum überwiegenden Teil erhalten geblieben. Diese ließ aber schließlich die SED auch noch vernichten.

Ein Teil der Ringerkolonnade, die ursprünglich den Marktplatz mit dem Westflügel des Schlosses verband, wurde zusammen mit den vor der Sprengung geborgenen Giebeln der Kopfbauten zum Alten Markt an das nahe Havelufer versetzt. Die erhaltenen Attikafiguren wurden auf den Dachgiebeln des Hauptgebäudes der Humboldt-Universität zu Berlin und des wiedererrichteten Alten Rathauses aufgestellt, Möbel und andere Einrichtungsteile des Stadtschlosses werden im Schloß Charlottenburg und im Neuen Palais gezeigt.

Als mit dem Abriß des von der DDR vorgenommenen Theaterneubaus im Jahr 1991 das Areal des Stadtschlosses wieder zu einer freien Rasenfläche wurde, begannen jahrelange Diskussionen um eine Wiederbelebung der Potsdamer Mitte. Nach den Erfahrungen der DDR-Zeit mehrten sich die Stimmen, die einen Wiederaufbau des Stadtschlosses befürworteten. Für sie kam als einzige Lösung in Betracht, die große Lücke im Stadtbild zwischen dem Alten Markt, der Langen Brücke und der Breiten Straße wieder angemessen zu schließen. Seit 1997 wurden die noch erhaltenen, 1960 geborgenen Architekturteile aus Sandstein (Säulen- und Pilasterstücke, Gesimse), von deren Zusammenhang sich die Kenntnis über die Jahre verloren hatte, nach archäologischen Methoden untersucht, vermessen und zeichnerisch wieder in ihren Zusammenhang gebracht. Es wurde gezeigt, daß insbesondere die Architektur der Kopfbauten zum Alten Markt noch weitgehend vorhanden ist, daß zudem die erhaltenen Stücke exemplarisch für die Fassaden nahezu des gesamten Schlosses stehen und damit eine gute Basis für die Rekonstruktion der ganzen Fassadengliederung bieten würden. Es mangelte jedoch zunächst an einem tragfähigen Konzept sowohl für die Nutzung, als auch für die Finanzierung des Gebäudes. Auch der Umgang mit der großen Straßenkreuzung vor dem Hotel Mercure bereitete Probleme. Da sie auf einem Teil des Schloßkomplexes errichtet worden war, mußte man zunächst daran denken, sie zu verlegen, ehe mit einer vollständigen Rekonstruktion begonnen werden konnte. Bis zum Ende der neunziger Jahre kam es somit zwar zu einem



Das rekonstruierte Potsdamer Stadtschloß. Bild: Wikipedia, Roland-h-bueb

Bekenntnis zum Stadtschloß und ersten ernsthaften Planungen; konkrete Maßnahmen zu dessen Wiederaufbau erfolgten jedoch noch nicht.

Den Stein ins Rollen brachte die Bundesgartenschau 2001 in Potsdam. Maßgeblichen Anteil daran hatten der Potsdamer Günther Jauch sowie weitere Sponsoren, die durch ihre Spenden das Fortunaportal originalgetreu wiederherstellen ließen. Das 2002 fertiggestellte Portal stellte eine wichtige Marke auf dem Weg zur kompletten Rekonstruktion des Stadtschlosses dar — das erste sichtbare Zeichen, daß die Wiederaufbaupläne nicht unrealistisch waren.

Entscheidung zum Wiederaufbau, Kontroversen in der Stadtpolitik

In den kommenden Jahren wuchs der Druck im Landtag, zu einer Entscheidung bezüglich der Sanierung des maroden Gebäudes auf dem Brauhausberg zu kommen, oder den Landtag in die Potsdamer Stadtmitte zu verlegen. Am 20. Mai 2005 fiel schließlich die Entscheidung: Bis 2011 soll ein neuer Landtag in den Um- und Aufrissen des historischen Potsdamer Stadtschlosses errichtet werden. Die Stadt Potsdam erhält die Aufgabe, die nötigen Vorarbeiten durchzuführen und das Grundstück anschließend an das Land zu verkaufen. Über die Gestaltung des Gebäudes herrschte zunächst Unklarheit, lediglich ein Kostenrahmen von 80 Millionen Euro sollte eingehalten werden.

Als sich bei den Vorplanungen abzeichnete, daß das Land nur geringes Interesse an einer Wiederherstellung der historischen Form des Stadtschlosses (u.a. der Einhaltung des alten Grundrisses und der Fassade **Der Gelbe Salon im Stadtschloß** — **Wohnraum Königin Luises** — **am 14. April 1945 verbrannt.**



den) zeigte, drohte das Wiederaufbauprojekt zu scheitern. Auch das Potsdamer Stadtparlament hatte Probleme, zu klaren Entscheidungen bezüglich des Stadtschlosses zu kommen. Als Ausweg zog man eine Bürgerbefragung in Betracht, die im November 2006 durchgeführt wurde und sich für das Stadtschloß aussprach. Damit wurde dem Wunsch vieler Potsdamer Bürger entsprochen und eine moderne Fassade verhindert. Bei der Rekonstruktion der Fassade sollen auch ca. 600 Fragmente der Originalsubstanz, zum Teil große Originalskulpturen — die von der Sprengung verschont geblieben waren — wieder integriert worden sein. Bemerkenswert ist hierbei auch der Wiederaufbau der fast vollständig erhaltenen Marktfassaden des westlichen und östlichen Seitenflügels sowie des historischen Treppenhauses im Südflügel. Von den ehemals 76 Attikaskulpturen blieben 17 als Figuren erhalten, von weiteren 18 Skulpturen gibt es Fragmente. Einige der Skulpturen standen in der Zwischenzeit auf dem Hauptgebäude der Humboldt-Universität zu Berlin, andere fehlen noch. Im Inneren ist das Bauwerk jedoch leider nicht mehr wieder hergestellt worden, was sicher noch in Zukunft möglich sein wird.

Impressum:

Herausgeber und Schriftleiter:

Dipl.-Ing. Gerhard Helzel,

Timm-Bröger-Weg 15,

22335 Hamburg, Tel. (040) 50 53 74

Internet: www.hamburger-nachrichten.biz

E-Mail: gerhard.helzel@freenet.de

Herstellung:

Druckdiscount 24

Benloer Straße 1271

50829 Köln

Anzeigen: über den Herausgeber.

Kostenlose Frakturchriften: www.fraktur.biz
Die Beiträge stammen, falls nicht anders angegeben, vom Herausgeber; sonstige Beiträge müssen nicht mit seiner Meinung übereinstimmen.
Grundchrift Gutenberg-Fraktur 9,3 Pkt. Anzeigenpreis: nach Auflage, als Textanzeige ab € 1,- je mm / Spalte (auch Farbe). Auch eine Werbeeinlage in der Zeitung ist möglich. Günstig für Clubs, Vereine, Firmen. Eine Mitbestimmung an der Auflage und der Vermarktung ist möglich!

Konto Hamburger Sparkasse 1215/46 37 44, BLZ 200 505 50.